Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 12 Leipzig, den 22. März 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ostern — Des sind wir Zeugen — Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden: 2. Ostern; 3. Die Bedeutung des Osterglaubens — Glaubensgewißheit — Gottesglaube und moderne Weltanschauung — Otto Funcke: 1. Der Schriftsteller — Etwas über die Fuge — Der Kirchenkongreß zu Birmingham: 3. Die Staatskirche und der Dissent — Bücher und Schriften: Der Heimat zu! Dieffenbach, Das Evangelium St. Lucä; Stille Stunden an der See; Schutz für unsre Seeleute! Philipp Spitta. Ein Lebensbild; Psyche; Meisterwerke der Christlichen Kunst — Campana Paschalis — Anzeigen

Ostern

Nun schmückt sein Kreuz mit Palmen,
Die ihr im Staube liegt,
Singt dem Erlöser Psalmen,
Denn Jesus hat gesiegt!
Er ist erstanden heute,
Das Siegel brach entzwei,
Und ihr, des Todes Beute,
Seid mit ihm froh und frei.

Hat er sein heilig Leben
Nach bittrer Todespein
Ins dunkle Grab gegeben,
Um Lebenssaat zu sein:
Seht, wie in vollen Halmen
Die reife Frucht sich wiegt!
Schmückt ihm sein Kreuz mit Palmen,
Denn Jesus hat gesiegt!

Wenn ich vollendet werde
Und seinem Bilde gleich;
Wenn auf der neuen Erde
Aufblüht sein selig Reich,
So schallts in schönen Psalmen
Im frohen Osterlicht:
Schmückt ihm sein Kreuz mit Palmen,
Denn Jesus hat gesiegt!

August Hermann Franke † 1891

Des sind wir Zeugen

Der Gott unsrer Väter hat seinen Knecht Jesum verkläret, den ihr überantwortet und verleugnet habt vor Pilatus, da derselbige urteilte ihn loszulassen. Ihr aber verleugnetet den Heiligen und Gerechten und batet, daß man euch den Mörder schenkte, aber den Fürsten des Lebens habt ihr getötet. Den hat Gott auferweckt von den Toten: des sind wir Zeugen. Apostelgeschichte 3, 13 ff.

Jesus, der heidnischen Obrigkeit überantwortet; von seinen Volksgenossen verleugnet und verworfen, als der Richter einen Weg suchte ihn loszulassen; schlimmer geachtet denn ein Mörder; endlich ans Kreuz geheftet und getötet: das waren Ereignisse, die hatten sich, wenn auch in einem Winkel des Erdkreises, so doch auf der offnen Schaubühne der Weltgeschichte, vor allem Volk abgespielt. Wenn nun dies der Ausgang des Jesus von Nazareth gewesen wäre, wer würde heute von ihm reden? Wer würde Ostern feiern?

Aber kaum war das Urteil gefällt und vollstreckt, kaum triumphirten seine Feinde, da ging mit hellem und immer hellerem Glockenklang die Botschaft ins Land: Er ist auferstanden! Und die solches verkündigten, die thatens mit der Freudigkeit von Augenzeugen und redeten davon als von einer Thatsache mit derselben Gewißheit, wie jedermann sie von dem Tode Jesu hatte: Den hat Gott auferwecket von den Toten, des sind wir Zeugen.

Dabei gewesen war niemand, auch sie nicht, als der Fürst des Lebens die Stricke des Todes zerriß. Den Vorgang selber, und wie es dabei zugegangen, haben sie niemals beschreiben können. Erlebnisse haben sie gehabt, kaum greifbar, kaum erzählbar, unsrer sinnlichen Vorstellungskraft unfaßbar, aber wirkliche Erlebnisse, die mit der vollen Gewalt eines Ereignisses der Außenwelt über sie kamen, über die Einzelnen oder die einmütig Versammelten. Was hier vorging, das zu erleben blieb der Vorzug der Getreuen, die Jesum ihren Meister und Messias genannt hatten und trotz alles Erstarrens und Verleugnens unter den furchtbaren Karfreitagserfahrungen im innersten Grunde des Herzens doch an ihm hingen. Ihnen offenbarte sich der Fürst des Lebens, nachdem es unmöglich war, daß er konnte vom Tode gehalten werden, und sie hatten nun der erstaunten ungläubigen Welt draußen die neue Botschaft zu bringen: Wir sind des Zeugen.

Dies Zeugnis von dem gekreuzigten Jesus, den Gott auferwecket hat, ist Kern und Stern der apostolischen Predigt. Nichts steht fester, als daß eben dieses Zeugnis es ist, das Glauben fand und so die christliche Gemeinde ins Dasein rief. Es erwies sich inmitten einer Welt des Todes als ein Wort des Lebens. „Ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsre Sünden . . und daß er begraben sei und daß er auferstanden sei am dritten Tage." So schreibt Paulus an seine Korinther, weist hin auf die andern Zeugen der Auferstehung Christi und die Erscheinungen, die sie gehabt, reiht sich mit ein in diese Schar auf Grund des Erlebnisses, das zuletzt er vor Damaskus gehabt: „Es sei nun ich oder jene — also predigen wir, und also habt ihr geglaubt."

Dieses Zeugnis der Apostel redet noch heute, aber es findet ein andres Geschlecht. Die Menschen jener Tage — und wir! Welch ein Unterschied des Empfindens, des Aufnehmens, des Wissens und des Wollens! Wenn Paulus seine Korinther trösten muß, weil etliche von der Gemeinde gestorben sind: an der Erweckung Jesu zweifeln sie nicht, aber um diese Verstorbnen trauern sie, weil die nun tot sind und darum nicht teil haben werden an der Wiederkunft Christi, die sie doch alle mit einander zu erleben hofften: wie ganz anders die Richtung der Glaubensgewißheit und des Glaubensinteresses damals als heute! Oder wenn eine mächtige Partei in der ersten Christenheit zwar daran nicht zweifelte, daß Gott selber in dem Menschen Jesus erschienen sei und dann wieder aufgefahren in den Himmel, aber das sich nicht denken konnte, daß er wirklich gelitten habe und wirklich gestorben sei, sondern dies Leiden und Sterben war ihnen eitel Schein,*) sodaß die Gemeinde mit aller Kraft dagegen protestiren

*) Vgl. das Evangelium des Petrus. Vor. Jahrg. Nr. 1.

mußte: gelitten! unter Pontius Pilatus gekreuzigt! gestorben! begraben! niedergefahren ins Totenreich! — so sehen wir hier Zweifel und Irrtum an einem Punkte einsetzen, der uns der allerverständlichste und vertrauteste ist, während die festen Voraussetzungen jener Leute uns höchst kühn und glaubensstark anmuten. Und so ist es ja kein Wunder, daß das Zeugnis der Apostel heute einen ganz andern Wiederhall findet als damals. Menschen, fehlbare, sündige, erlösungsbedürftige Menschen sind wir auch, aber unser Denken, Empfinden, unsre Bildung und Weltanschauung, unser Naturerkennen und Geschichtserkennen sind ganz verändert. Was jenen Voraussetzung und Bedingung, das Allernächste und Gewisseste war, ist uns Schwierigkeit, Aufgabe, dem Zweifel und der Absage zu allererst ausgesetzt, und umgekehrt.

Dennoch besitzt auch in unserer Zeit das Wort der Apostel noch eine wunderbare Kraft: Gott hat ihn auferwecket — des sind wir Zeugen! Und aus den Menschen unsrer Zeit stehen jenen fernen Männern Eideshelfer zur Seite, allerlei Volk, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, Mann und Weib: Ja, er ist wahrhaftig auferstanden, er lebt — des sind wir Zeugen. Fragt man: Wie? seid ihr dabei gewesen? Habt ihr ihn gesehen? Mit ihm gegessen und getrunken, nachdem er ist auferstanden von den Toten? — so kann die Antwort nur lauten: Dabei gewesen sind wir nicht, sowenig wie einst die Elf oder der Apostel Paulus, und den Vorgang können wir auch nicht beschreiben, wie Gott das machte, daß er ihn weckte vom Todesschlaf und gab ihm, er, der allein Unsterblichkeit hat (1. Tim. 6, 16), zu seiner Rechten zu sitzen. Aber gesehen, d. i. erlebt, haben wir ihn, und mit ihm gegessen und getrunken, d. i. seine Tisch-, Haus-, Lebensgemeinschaft erfahren haben wir, und das Beste, was unser ist, haben wir von ihm und nennen ihn, den Lebendigen, unsern Herrn. So gewiß Gott ein Gott der Lebendigen ist und nicht der Toten, so gewiß hat er sein Reich aufzurichten nicht einem Toten übergeben und unsre Seligkeit nicht auf ein Grab gegründet. Sondern wer sich Jesu zu eigen giebt, ihm nachfolgt, auf ihn sein Vertrauen setzt im Leben und im Sterben, dem bewährt es sich, daß er lebt, wirkt, hebt und trägt und als ein guter Hirte nicht ruht, bis er uns vor allen Gefahren geborgen hat in der ewigen Heimat. Er das Haupt, wir die Glieder; von ihm her strömt Licht, Klarheit, Friede durch unsre Seele. Der Gott unsrer Väter hat auch vor unsern Augen seinen Knecht Jesum verkläret! so rufen wir dem Geschlecht dieser Zeit zu. Ihr freilich verleugnet den Heiligen und Gerechten, werft den Fürsten des Lebens zu den Toten. Aber er ist euerm trotzigen und verzagten Treiben entrückt: „Gott hat ihn auferwecket von den Toten; des sind wir Zeugen."

So muß das neue Leben, das wir Christen heute so gut wie jemals durch unsern Herrn Christus haben, uns und unsern ungläubigen Mitmenschen Christi Auferstehung predigen. Uns auch, denn wir alle brauchens noch, daß das Herz fest werde. Und darum ist die wahre Osterandacht die, daß man stille wird und sein Herz weit aufthut, Kraft zu empfangen, neue Kraft zum Leben. In einer Welt, deren Kraftgefühl darin besteht, daß sie sich über ihre Schwäche täuscht, klar die eigne Schwäche und den Jammer der ganzen Menschheit erkennen, und dennoch freudig mitten drin stehen, arbeiten in der Gewißheit, daß es nicht vergeblich sein kann, leiden und sterben in der Gewißheit, daß eben dies der Weg des Sieges und des Lebens ist — das alles aber Hand in Hand als Eine Jüngerschar, Eine Gemeinde, Ein Leib: das heißt Ostern feiern, nicht nur an flüchtigen Ostertagen, wie sie einmal im Kalender stehen, sondern zeitlebens, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

R

Aus dem Leben der ältesten christlichen Gemeinden

2. Ostern

Aber es ist eine Wendung eingetreten. Aus dem Dunkel der Mutlosigkeit und Hoffnungslosigkeit ist das strahlende Gestirn des Osterglaubens aufgestiegen. Mit einem Schlage ist alles verändert. An Stelle der Verzweiflung tritt neuer Mut und Siegesgewißheit. Derselbe Petrus, der in der Leidensnacht den Herrn verleugnet hat, steht jetzt in der vordersten Reihe der begeisterten Zeugen. Und seit jener Zeit, in der wieder einmal aus Nacht Tag wurde, beginnt der strahlende Siegeslauf des Evangeliums; seine Bahn ist bedeckt mit Blut und Thränen und Märtyrerkreuzen, aber sicher schreitet es fort und seine gewaltigsten Triumphe sollen noch kommen in der Zukunft. Woher diese Wendung der Dinge?

Für den Geschichtsforscher ist es bei Beschaffenheit unsrer Quellen schwer, ja fast unmöglich, scharf und genau die Ereignisse jener bedeutungsvollen Tage zu erkennen und zu beschreiben. Wahrscheinlich wird es nie gelingen, das Dunkel, das über ihnen lagert, ganz zu lichten. Aber wir haben eine Quelle, die kurz und deutlich sagt, was vorgegangen ist und wodurch jener Stimmungsumschlag im Kreise der Jünger erklärt wird. Da wo Paulus einmal den kurzen Inhalt seiner Predigt zusammenfaßt, im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes, hat er die Reihe jener Thatsachen, um die es sich handelt, aufgezählt:

> Ich habe euch überliefert in erster Linie, wie ich es selbst überkommen habe: daß Christus gestorben ist um unsrer Sünden willen nach der Schrift, und daß er erschienen ist dem Kephas, dann den Zwölfen. Hernach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal (von welchen die meisten noch leben, etliche sind entschlafen). Hernach erschien er dem Jakobus, dann den sämtlichen Aposteln, zuletzt aber von allen gleich als einer unreifen Geburt erschien er auch mir.

Diese Aneinanderreihung der einzelnen Ereignisse sieht aus, als ob der Apostel hiermit eine Art von festem Lehrstück geben will. Offenbar haben wir hier das, was in der ältesten Gemeinde später über diese Dinge offiziell gelehrt wurde, und was auch Paulus dort gelernt hat.

Von diesen Erscheinungen des Herrn, wie Paulus selber eine solche auf dem Wege nach Damaskus erlebte, datirt bei den Jüngern der Glaube an den Auferstandnen, von ihnen datirt das Vorhandensein einer Gemeinde. Es ist ein Streit der Theologen, wie man diese Erscheinungen sich denken solle. Für die Geschichte und für die Religion aber ist es gleichgiltig, wie die Kontroverse entschieden wird. Uns muß genügen und uns kann genügen, daß von jenem Moment an die Jünger der Ueberzeugung lebten und für sie in den Tod gingen, daß ihr Herr und Meister lebe und sein Werk weiterführe. Wie beschaffen jene Erlebnisse waren, durch welche Gott diese Ueberzeugung in die Seelen der Jünger pflanzte, das mag dahingestellt sein. Uns ziemt es nicht, zu verlangen, die Sache müsse so oder so sich abgespielt haben. Wichtiger ist, daß wir erkennen, was für die ältesten Christen jener Glaube an den Auferstandnen bedeutete.

3. Die Bedeutung des Osterglaubens

Ein Doppeltes ist in den Osterglauben eingeschlossen: daß der Tod keine Macht über Jesus behalten hat und daß er zur Rechten seines Vaters erhöht worden ist. Beides zusammen wird in immer neuen Wendungen in den großen Reden des Petrus in der Apostelgeschichte verkündigt. Aber das Zweite, die Erhöhung des Herrn, steht im Vordergrunde, die Auferstehung hat zum Zweck die Erhöhung. Was ist mit dem Gedanken der Erhöhung gesagt? Im Grunde kommen wir hier auf den Kernpunkt der Frömmigkeit des Urchristentums.

So lange die Jünger den Herrn in ihrer Mitte hatten, glaubten sie auch schon an ihn; zu mächtig hatte er ihnen das Vertrauen und die Liebe abgewonnen. Aber sie glaubten doch noch so zu sagen auf Hoffnung hin. Gewiß, in den großen feierlichen Entscheidungsstunden, wie z. B. bei jener Frage Jesu bei Cäsarea Philippi (Mk. 8), da haben sie freudig durch den Mund des Petrus bekannt, daß sie ihn für den Messias, den Sohn des lebendigen Gottes halten. Aber dieser Glaube ist doch damals noch eine kühne Vorwegnahme, eine Art von Paradoxie. Denn noch ist ja nichts von dem allem vorhanden, was zum Messias gehört, noch ist Jesus ja nur Messias in Schwachheit und Niedrigkeit. Die Emmausjünger erzählen dem mit ihnen wandernden Fremdling von Jesus, aber sie wagen noch nicht zu sagen, daß er der Messias war, sondern viel zaghafter und zurückhaltender drücken sie sich aus: „Jesus der Nazarener, der ein Prophet war, gewaltig in

That und Wort vor Gott und dem ganzen Volk . . . Wir aber hofften, daß er Israel erlösen sollte.“ Diese zage, tastende, hoffende und dann wieder zweifelnde Stimmung ist jetzt überwunden: „So erkenne nun das ganze Haus Israel zweifellos, daß ihn Gott zum Herrn und Christus gemacht hat, diesen Jesus, welchen ihr gekreuzigt habt.“ So predigt Petrus am Pfingstfest (Apg. 2, 56), so schreibt Paulus im Philipperbrief (2, 9 ff.): „Darum hat ihn auch Gott so hoch erhöht und ihm den Namen verliehen, der über alle Namen ist, auf daß sich in dem Namen Jesu beugen alle Kniee derer, die im Himmel, die auf der Erde und die unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.“ Der Name, der Jesus bei der Erhöhung verliehen worden, ist der Name „Herr.“ Er hat einen altheiligen Klang. Im Alten Testament ist es der Name, unter dem die Juden von Gott selber reden (ὁ κύριος). Mit ihm ist ausgesprochen, daß Gott die Weltherrschaft an Jesus übertragen oder sie mit ihm geteilt hat. Fortan „muß Christus König sein,“ wie Paulus sagt (1. Kor. 15, 25), bis er alle Feinde unter die Füße gelegt hat, als letzten Feind den Tod. An einer andern Stelle beschreibt Paulus (Kol. 1, 13) den Zustand der Christen so: „Gott hat uns versetzt in das Königreich seines geliebten Sohnes.“ So geht es also den alten Christen: sie haben den Halt an alten Autoritäten verloren; ihr Priestertum, ihr Gesetz oder — bei den Heidenchristen — ihre Götter sind dahin gesunken oder sind doch nicht mehr die oberste Instanz für sie; nun haben sie wieder einen Halt an einem neuen Herrn. Diener oder Knechte Christi ist fortan ihr stolzer Ehrenname, der in der Taufe über ihnen genannt ist, auf den sie getauft sind. In diesem Namen und der durchs ganze Neue Testament gehenden Bezeichnung „unser Herr Jesus Christus“ liegt die ganze Religion des Urchristentums eingeschlossen. Es liegt darin, daß sie ihm und ihm allein dienen und gehorchen, daß er ihr Stern und ihre Krone, ihr Ideal und ihr Führer, ihr himmlischer Tröster und ihr Berater, mit einem Worte: daß er für sie der Vertreter Gottes selbst ist.

Aber noch mehr: haben sie schon einen Messias, einen Herrn des Reiches, so kann auch das Reich des Herrn selber nicht mehr weit und fern sein. Daß Jesus zur göttlichen Königsherrlichkeit erhöht ist, das ist ihnen eine Bürgschaft dafür, daß nun auch bald die ersehnte Zeit des Heils und der Seligkeit kommen wird, das Reich, von dem sie im Vaterunser bitten: Dein Reich komme! Es ist ihnen jetzt sicher, daß die letzte Stunde angebrochen ist, die Zeit muß reif sein, und mit sehnsüchtigen aber gewissen Blicken schauen sie aus nach den „Zeiten der Erquickung,“ wie wiederum Petrus die schöne Zukunft nennt. In einer uralten, vor etwa zehn Jahren erst entdeckten Schrift, der „Lehre der zwölf Apostel,“ einer Art von Katechismus, lesen wir ein Gebet, das mit folgenden Worten schließt: „Gedenke, Herr, Deiner Gemeinde, sie zu erlösen von allem Bösen und sie in Deiner Liebe zu vollenden und führe sie zusammen von den vier Winden, die Geheiligte, in Dein Reich, welches Du ihr bereitet hast, denn Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Es komme die Gnade und es vergehe diese Welt! Hosianna dem Gotte Davids!“ Das ist urchristliche Stimmung.

J W-G

Glaubensgewißheit

„Was aber nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde.“ Dieses Wort, sagte der Subjektivist*) zu mir, indem er auf den eben angeführten Satz in Röm. 14, 23 wies, hat mir unlängst zu schaffen gemacht. Ich hörte eine Predigt darüber, in der viel von der Grundsünde des Zweifels geredet wurde und schließlich das Wort fiel: „Wer an den Grundthatsachen des Christentums zweifelt, der darf sich nicht einen Christen nennen.“ Gemeint waren Auferstehung und Himmelfahrt. Ich aber hatte meine eignen Gedanken dabei, und die gipfelten schließlich in dem umgekehrten Satze: Wer nicht an den Grundthatsachen des Christentums zweifelt, der ist kein Christ.

*) Vgl. Nr 2 und 3: Subjektivismus.

Du weißt, unterbrach ich ihn, daß ich kein Eiferer bin, aber das scheint mir denn doch gefährlich, das Christentum so grundsätzlich auf den Zweifel zu basiren. Ist das nicht ein Widerspruch in sich?

Daß es paradox ausgedrückt ist, entgegnete er, gebe ich ohne weiteres zu. Aber doch! sagt nicht Johannes: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst“? Wenn nun der Zweifel die Grundsünde ist, so ist es auch Selbstverführung, so wir sagen, wir haben keine Zweifel. Wir verführen uns, den Zweifel nicht ernst genug zu nehmen und so auch nicht den Glauben!

Du, lieber Freund, sagte ich, du selbst scheinst mir der zu sein, welcher den Glauben nicht ernst genug nimmt! Erkennt denn nicht der Glaube klar und deutlich die wahre Welt der Wirklichkeit?

Sicherlich! antwortete er eifrig, ihm allein erschließt sie sich. Aber eine Gegenfrage! Wenn der Glaube ist, was er ist, nämlich sittlich-religiöse Ueberzeugung, Vertrauen auf Unsichtbares, — wie sollten da alle Schwankungen vermieden werden können!

Willst du sagen, der Glaube erkenne zwar deutlich, aber doch nicht so, daß eine dauernde Gewißheit erreicht werde? Kennst du keine Gewißheit des Glaubens?

Ich meine, eben diese Glaubensgewißheit ist nicht etwas, das sich so ohne weiteres festhalten läßt. Sie will täglich neu erstritten werden, eben so täglich, als der „alte Adam in uns durch tägliche Reu und Buße soll ersäuft werden und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten und wiederum täglich herauskommen und auferstehen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit für Gott ewiglich lebe.“ Denn jene Thatsachen sind Thatsachen des neuen Menschen. Mit seinem Wachstum wachsen sie an Gewißheit, mit seinem Abnehmen geraten sie ins Schwanken.

Ich verstehe dich nicht! sagte ich. Sind denn Auferstehung und Himmelfahrt eigentlich nichts Wirkliches und werden erst durch unsern Glauben dazu?

Das freilich nicht, aber nennst du sie nicht auch Glaubenswahrheiten?

Gewiß! das heißt: sie müssen eben geglaubt werden!

Weshalb?

Weil sie in der Bibel stehen und auch unsrer Bildung nicht widersprechen! Solange noch tiefgebildete Kirchenlehrer die betreffenden Urkunden für geschichtlich haltbar erklären, ist ja im Himmel und auf Erden für einen Christen kein Grund vorhanden, an ihnen zu zweifeln!

Und das ist die Selbständigkeit des Glaubens, antwortete mein Freund bitter, der allein die Kirche der Reformation Wert für die Ewigkeit zuerkennt!

Wie gehört das hierher? fragte ich erstaunt. Was verstehst denn du unter „Glaubenswahrheiten“ andres als eben Wahrheiten, die in der Bibel geoffenbart sind, und die nun geglaubt werden müssen?

Ich für mein Teil, erwiderte er, verstehe darunter Wahrheiten, zu deren Anerkennung wir durch den Glauben an Christus und den in ihm offenbaren Vater gezwungen werden — Wahrheiten, von denen wir sagen können: weil ich Christus und den Vater habe, glaube ich sie, sind sie mir selbstverständlich!

Ihr Glücklichen! sagte ich nicht ohne Ironie. Ihr Glücklichen, die ihr immer so frischweg sagen könnt: Ich habe nun Christus; damit habe ich alles.

Wir Unglücklichen! sagte er, die wir, wenn Christus uns als unser Herr in irgend einer bestimmten Lebenslage undeutlich wird — ach, wie oft täglich! — damit alles verlieren und erst mit ihm alles wiedergewinnen können. Und dann sollen wir uns nicht mehr Christen nennen dürfen? trotz unsrer Sehnsucht, trotz unsers Kampfes? weil wir zweifeln! — Wer, fuhr mein Freund heftig fort, wer, der noch so viel Mensch geblieben ist, daß er ein Verständnis behalten hat für die Anfechtungen, über die er meinetwegen selbst hinaus sein mag, — wer will das sagen! O! selbst Christus ist mehr Mensch geblieben! Er sagte: Satan hat euer begehret, ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht ausgehe. Er wies

den Zweifler nicht hinaus, und der Zweifler bekehrte sich dermaleinst, erkämpfte sich neue Gewißheit — nein! sie ward dem Aufrichtigen geschenkt!

Offen gesagt, erwiderte ich, indem ich auf die Erörterung des biblischen Beispiels verzichtete, ich möchte auf so unsichern Grund mein Heil und die Vergebung meiner Sünden nicht bauen! Ich gebe dir die Professoren preis: aber wie selbständig immer mein Glaube entstanden sein mag, ist er einmal zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß Christus auferstanden und gen Himmel gefahren ist, so werde ich bei näherem Nachdenken auch finden, weshalb das so sein mußte und gar nicht anders sein konnte. Und wenn ich das eingesehen habe, wie sollte ich dessen ungewiß werden?

Ja du! antwortete er, du kannst dir das gestatten, du verfügst über die nötige philosophische Bildung! Ich bin zwar der Ueberzeugung, daß keine philosophische Bildung der Welt beweisen kann, weshalb das sein mußte, was eben nur der Glaube erkennt. Aber du kannst dir so etwas ausdenken. Und die Armen, die nicht so klug sind? Die haben sich eben zu fügen, nicht wahr? Ihr sagt ihnen dann zur Beruhigung, daß die „wahre" Wissenschaft — nämlich eure! — die Sache bewiesen habe, und daß sie deshalb gar nicht daran zu zweifeln brauchten. Und damit meint ihr die Selbständigkeit des Glaubens gewahrt. Seht ihr nicht, daß die wissenschaftlich Ungebildeten dabei zu Christen zweiten Ranges werden? Nein, mein Freund, fuhr er fort, ohne darauf zu achten, daß ich etwas einwenden wollte, — diese Art, sich den Glauben bequem zu machen, ist und bleibt eine Privaterleichterung der kirchlichen obern Zehntausend, die die Last nicht rühren mögen, die sie andern auflegen! Für die Gemeinde bedeutet sie doch nur die alte Forderung, sich zu beugen unter unverstandne Sätze, und die Antwort der Gemeinde magst du in unsern Volksversammlungen studieren.

Er hatte sich so in Eifer geredet, daß ich ihn in diesem Augenblicke nicht für fähig hielt, auf wissenschaftliche Gründe zu hören. Ich fand es deshalb das Beste, die Erörterungen abzubrechen und an den Satz zu erinnern, von dem wir ausgegangen waren.

Er ging darauf ein. Ich möchte geradezu sagen, nahm er den Faden wieder auf, daß es tägliche Reue und Buße gar nicht geben kann ohne täglichen Zweifel, wenn doch alle Sünde im Grunde Mangel an Glauben ist. Ja, es scheint mir das Zeichen eines ganz ungesunden innern Lebens, wenn der Glaube unerschütterlich ist, der Wandel aber und die sittliche Gesinnung voller Schwankungen.

Und wo bleibt der Friede, den die christliche Religion geben will? fragte ich. Vielleicht daß mein Freund, der wissenschaftlichen Gründen unzugänglich schien, durch dieses praktische Bedenken zur Besinnung gebracht werden konnte.

Aber er erwiderte nur, indem er düster vor sich hinsah: Ich will nicht „Friede, Friede!" rufen, und ist kein Friede! Es giebt keinen andern Weg als diesen ernsten und schweren, — ich weiß keinen.

Darauf ließ sich natürlich nichts erwidern, und so ging dies Gespräch zu Ende.

Ich erzählte es später einem andern, indem ich mich über den Eigensinn mancher Leute beschwerte, die sich durch Gründe nicht überzeugen lassen wollen.

Er sagte: Ich weiß nicht, ob du die Ansichten deines Freundes in allem richtig wiedergegeben hast. Er schien mir doch auch seine Gründe zu haben, und mir war, als würde er vielleicht auch imstande gewesen sein, sie wissenschaftlich zu verteidigen. Aber in Einem hat er sicherlich Unrecht, und gerade das hast du vergessen.

Ich war begierig, zu erfahren, was das wäre.

Du hättest dich darauf berufen sollen, daß doch auch nach seiner Ansicht feste Ueberzeugungen erreicht werden. Und nun hättest du ihn darauf aufmerksam machen sollen, daß diese, auch wenn sie nicht unsrer Vernunft klar gemacht werden können, doch als Zeugnisse aus helleren Stunden, nach denen wir uns zurücksehnen, in unsrer Erinnerung bleiben. Und so bilden sie doch auch in den Stürmen der Anfechtung einen festen Grund und gewissermaßen einen Hort des Friedens mitten im Unfrieden.

Ich schüttelte den Kopf. Ich glaube fast, mein Freund würde in seinem Eigensinn selbst eine solche Lösung nicht angenommen haben. Ich fürchte, er würde so einen „Frieden des Gedächtnisses, während es im Herzen stürmt" — denn so würde er sich etwa ironisch ausdrücken; es ist mir, als hörte ich ihn! — verworfen haben.

Doch hierüber kamen wir nicht zur Einigkeit. —

Was hältst du überhaupt von solchen Gesprächen? fragte ich diesen Andern, es kommt doch nichts dabei heraus. Jeder bleibt bei seiner Meinung.

Aber man wird sich doch klarer in dieser Meinung!

Mich dünkt, gab ich zurück, unklarer!

Er lachte. Du fühlst dich in der deinigen wohl nicht mehr so sicher als vorher? Nein, ich liebe solche Gespräche, und namentlich, wenn sie sich mit wirklichen Lebensfragen des innern Menschen beschäftigen, wie die, von der das eure handelte, liebe ich sie.

Ich liebe sie nicht! antwortete ich. Religiöse Lebensfragen sind Glaubensfragen, und Glaubensfragen sind Zweifelsfragen. Weshalb sich und andre mit Erwägungen des Zweifels quälen?

Ja! sagte er sarkastisch. Komm! wir wollen uns über das absolute Sein der Gottheit und über die zwei Naturen in Christus unterhalten! Da wird der religiöse Lebensnerv weniger empfindlich angetastet. Oder, fuhr er ernster fort, hältst du es mit dem Wort eines mir bekannten ernsten und frommen Mannes, der alle Gespräche über Glaubensfragen damit abwies, daß er freundlich sagte: Die Religion ist das Ministerium des Innern, lieber Freund! darüber spricht man besser nicht? Bs

---

Gottesglaube und moderne Weltanschauung

Unter diesem Titel ist vor nicht zu langer Zeit eine deutsche Uebersetzung von Kennedys Natural Theology and Modern Thought erschienen, Vorlesungen, die die vielfach in Mißkredit gekommnen „Gottesbeweise," vor allen den physikotheologischen wieder zu Ehren bringen wollen, indem sie „einige von den Hauptargumenten für den Gottesglauben unter direkter Bezugnahme auf die Thatsachen oder Theorien, durch die sie entkräftet sein sollen, einer erneuten Untersuchung unterziehen."

In seiner „Einführung" der deutschen Ausgabe hat Zöckler dem Verfasser das Zeugnis ausgestellt, daß er die Argumente seiner naturalistischen Gegner mit großer Gedankenschärfe zergliedere und eine umfassende Belesenheit in der gegnerischen und der apologetischen Litteratur bekunde; und Frank stimmt in einem Aufsatze der Neuen Kirchlichen Zeitschrift (4. Jahrgang, 7. Heft) bei allem Vorbehalt bezüglich der Stellung der „Natürlichen Theologie" in der Dogmatik und hinsichtlich der apologetischen Verwendung ihres Materials dem teleologischen Beweisverfahren Kennedys zu. Aber so gewiß der gelehrte englische Theologe den modernen wissenschaftlichen Materialismus gründlicher studirt hat als mancher deutsche Apologet und darum in seiner Auseinandersetzung mit den Gegnern prinzipieller verfährt, als gewöhnlich geschieht: das eigentliche Problem, um das es sich im Kampfe mit der monistischen Weltanschauung handelt, hat er nur gestreift, und sein teleologischer Beweis zeigt mehr als eine bedenkliche Lücke. Ich gehe von diesem als dem Näherliegenden aus.

Die erste Vorlesung (das Veto des Positivismus) will dem Schlusse aus den Naturerscheinungen auf einen zielbewußten Urheber der Natur Raum und Recht verschaffen durch den Hinweis, daß hier auf genau dieselbe Weise verfahren werde wie dort, wo die Wissenschaft das Gebiet der Erfahrung überschreitet, z. B. wenn die Geologie vorweltliche Meere in Gedanken mit ausgestorbnen Lebensformen bevölkere oder die Astronomen aus den Linien des Spektroskops auf die Grundstoffe der Gestirne folgern oder die Undulationstheorie mit dem weder tastbaren noch sichtbaren Aether operire. Allein ich meine, es ist doch ein himmelweiter Unterschied, ob jemand von der gegebnen Welt und ihren Zuständen und Thatsachen auf frühere Zustände der Welt zurückschließt, oder ob man von der Welt und ihrer Beschaffenheit einen Rückschluß auf ihren Urheber und seine

Eigenschaften macht. Dort bleibt man auf dem Gebiete der Wissenschaft, bei dem Natürlichen; hier verläßt man dieses Gebiet und schreitet zum Uebernatürlichen fort. Dort verfährt man nach dem Grundsatze der Wissenschaft, den natürlichen und einfachen Ursachen der beobachteten Wirkungen nachzuspüren; hier überspringt man diese Ursachen und geht auf übernatürliche zurück. Darum wird das Veto des Positivismus hiergegen so lange kräftig bleiben, bis unwiderlegbar nachgewiesen ist, daß eine Erklärung aus natürlichen Ursachen nicht ausreicht. In ihrer ablehnenden Stellung werden sich die Positivisten auch nicht beirren lassen durch das Bedenken, das Kennedy anfügt, es sei doch Thatsache, daß die theologische Auslegung der Natur sich dem Menschengeiste zuerst aufgedrängt hat. Denn diese Naturauffassung gilt ihnen nicht bloß für die primäre, sondern auch für eine primitive; die religiöse Naturbetrachtung halten sie für eine zu überwindende und zum Teil bereits überwundne Vorstufe in der Entwicklung des menschlichen Geistes und Geschlechtes. Und eingehendste religions- und kulturgeschichtliche Erörterungen sind nötig, um dieses Grunddogma des Positivismus zu erschüttern.

In seiner zweiten Vorlesung über „die Zweckordnung in der Natur und das Kausalgesetz“ will Kennedy den Gegnern das Zugeständnis abnötigen, daß eine Einwirkung des Willens auf die Natur stattfinde, weil dieses Zugeständnis nach einem Ausspruche eines der Gegner der Lehre von einer allwaltenden Vorsehung den Weg öffne. Nun weist er zwar dem konsequentesten Vertreter des Monismus, Häckel, in feiner und überzeugender Weise nach, daß sein Zurückgehen auf die Atome mit einer inhärenten Summe von Kraft und deshalb mit Beseelung die Möglichkeit einer Einwirkung des Willens auf die Natur zugebe, ja daß es geradezu die kausale Thätigkeit des Willens als die einzige Aufklärung der Anziehung und Abstoßung unter den Atomen und der chemisch erforschten Molekularbewegungen bezeichne. Aber in der Ausnützung dieses Bedenkens überhastet er sich:

> Hat man erst den Willen als einzige Ursache zur Erklärung der Bewegung anerkannt, so wird man die Erklärung der Ordnung und Einheit in den Bewegungen des Weltganzen auch in derselben Richtung zu suchen haben. Damit wäre für den Analogiebeweis, der auf einen bewußten Willen als erste Ursache des ganzen Kosmos zurückschließt, eine Grundlage gewonnen so weit als das Weltall.

Dabei ist nämlich übersehen, daß Häckel als Darwinist nicht bloß die Vielheit und Vielfältigkeit der „Willen“ zur Erklärung der Einheit und Ordnung in der Natur herbeizieht, sondern auch die Gesetze der Vererbung, der Zuchtwahl u. s. w., und daß die thatsächliche Zweckordnung in der Natur, die auch Häckel keineswegs leugnet, nach seiner und der Materialisten Meinung eben nicht eine absichtliche, auch nicht eine durch die wollenden Atome gewollte ist, sondern eine solche, die das Resultat einer rückwärts liegenden Kausalverbindung ist.

Nicht anders stellt sich das Resultat der dritten Vorlesung, in der auf die vielen verwickelten Anpassungen Bezug genommen wird, in denen die Zukunft die Gegenwart beeinflußt zu haben scheint, und die der mechanischen Weltanschauung unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten sollen, weil sie keine Ideen anerkennt, sondern den Zustand der Welt in jedem Augenblicke als die unbedingte mechanische Folge ihres Zustandes im vorhergehenden Augenblicke auffaßt. Denn auch angesichts dieser Erscheinungen bleibt dem Gegner der Rückzug auf die ursprüngliche Beschaffenheit der Materie mit einer Tendenz der Entwicklung und auf seine Grundsätze vom Ueberleben des Tauglichsten und von der Vererbung. Gewiß wird dadurch der Zweckbegriff nur weiter zurückgeschoben; aber dem wird der Gegner entgegenhalten, daß man doch überall etwas voraussetzen müsse, daß keine Weltanschauung mit einem Nichts beginne. Und ohne Zweifel fällt hier das, was die Arbeit unermeßlicher Reihen von Generationen unter dem Einflusse des Erblichkeitsgesetzes erzielt haben soll, mit dem zusammen, was die weiseste Weisheit nicht besser vorbedeutend ersinnen konnte; aber eben dadurch wird so recht ersichtlich, daß die religiöse teleologische Auffassung durch Berufung auf die vielen wunderbaren Anpassungen allein nicht gerechtfertigt zu werden vermag.

In seiner vierten Vorlesung nimmt Kennedy das Schöne

und Erhabne in der Natur zuhilfe, das lediglich mittelst des Zweckbegriffs erklärlich sein soll, und stützt sich dabei besonders auf die Schönheit und Erhabenheit anorganischer Gebilde, bei deren Erklärung die Darwinistische Deutung der Zuchtwahl und Anpassung versage. Allein abgesehen davon, daß der Darwinist den Eindruck von Schönheit und Erhabenheit in der Natur auf eine Ideenverknüpfung und auf vererbte Wirkung der Umgebung auf den Organismus des menschlichen Geschlechts zurückführen wird, um nicht zu reden von dem vielen Unschönen und Abscheulichen in der Welt, dessen Erklärung auf theistischem Standpunkte viel größere Schwierigkeiten bereitet als für den Monismus: gerade das, worauf Kennedy besonders Bezug nimmt, die Schönheit der krystallischen Bildungen, wird dem durchaus verständlich sein, der die Moleküle aus beseelten und mit bestimmten Kräften ausgerüsteten Atomen zusammengesetzt denkt. Hier wird er die außer uns liegende Ursache des Schönen, die auch Kant annehmen mußte, suchen.

Wir sehen also, daß es Kennedy mit allen seinen Ausführungen nicht weiter bringt als dahin, daß er vor die Wahl stellt zwischen dem Glauben an einen allweisen Schöpfer und zielbewußten Ordner der Welt und zwischen der Annahme, alle Erscheinungen in der Natur seien lediglich die notwendige Folge der Eigentümlichkeiten der Materie in dem Urweltnebel, mit dem wissenschaftlichen Verzicht auf Beantwortung der Frage: Woher die so beschaffne Materie?

Weiter kommt man auch nicht, wenn man, wie Frank in dem angezognen Artikel es thut, die Thatsachen des tierischen Instinkts herbeizieht als Erscheinungen, „wo am unmittelbarsten die Zweckmäßigkeit der Bethätigung sich kundgiebt und sichs fragt, ob wir zu ihrer Erklärung ohne ein übergreifendes teleologisches Prinzip auskommen.“ Denn aus der von Frank mit Berufung auf Wundts Untersuchung dargestellten, zur Zeit gegebnen Sachlage geht hervor, daß man zwar mit Darwins Erklärungsversuchen des Instinkts nicht auskommt, weil dieser bei der Entwicklung der Instinkte vorzugsweise an passive Anpassung gedacht hat, das Wesen des Instinkts aber in einer Trieb- oder Willenshandlung besteht, die, soweit wir auch zurückgehen, immer wieder nur aus ähnlichen, wenn auch einfachern Willenshandlungen abgeleitet werden kann. Wohl aber kann man sich auf monistischem Standpunkte auch hier bei der Häckelschen Annahme ursprünglich beseelter und wollender Atome beruhigen, so lange man nicht durch andre Instanzen aus dieser dogmatischen Ruhe aufgeschreckt wird.

Deshalb muß nach meiner Ueberzeugung, wenn das Unrecht des Monismus und das Recht der religiösen Weltauffassung dargethan werden soll, unbedingt und vor allem der Nachweis geliefert werden, daß die mechanischen Prinzipien zur Erklärung des Thatsächlichen nicht ausreichen, daß nicht bloß das Dasein, sondern auch das Sosein der Welt ohne eine schöpferische und erhaltende göttliche Macht nicht genügend erklärt werden kann. Das teleologische Beweisverfahren ist meines Erachtens unzureichend; denn, wie Kennedy selbst gelegentlich bemerkt, „es ist nicht Streit um die Thatsachen selbst, sondern um ihre Auslegung“ — und die religiöse Auslegung der Thatsachen kann, wenn man sich auf das Gebiet des physiko-theologischen Beweises beschränkt, nicht erzwungen werden. Dazu gehört, daß man bereits aus andern Gründen, christlicher und naturphilosophischer Art, von dem Dasein und Wirken eines allweisen und allmächtigen Gottes überzeugt ist.

Naturphilosophische Gründe hat jüngst W. Sorge, Dr. med. und praktischer Arzt in Berlin, geltend gemacht in seiner lesenswerten Schrift „Religion und Naturwissenschaften keine Gegensätze“ (Berlin, 1893). Er weist z. B. darauf hin, daß die sich immer gleichbleibende Bewegung der Sonne von Westen nach Osten und die Drehung vieler Doppelsterne um einen leeren Punkt ohne das Eingreifen einer übernatürlichen Macht nicht erklärlich seien, und daß die mechanische Descendenzlehre die Entstehung und Entwicklung der Organismen nicht einmal wahrscheinlich zu machen vermöge, und verfolgt den Monismus bis in alle Schlupfwinkel, indem er unter anderm auf die Eigentümlichkeiten der kleinsten organischen Wesen, der Spaltpilze, aufmerksam macht und die von gegnerischer Seite ungebührlich

aufgebauschte chemische Herstellung von Kohlenstoffverbindungen ins rechte Licht setzt.

Es ist hier nicht der Ort, den Wert und die Zulänglichkeit dieser antimonistischen Instanzen zu prüfen; ich beziehe mich in diesem Zusammenhange auf Sorges Verfahren nur darum, weil ich überzeugt bin, daß solche Arbeit im Kampfe gegen den Monismus an erster Stelle gethan werden muß, und um daran zu erinnern, daß die Laplace-Darwinsche Welttheorie und Naturerklärung Lücken genug hat, die unausgefüllt bleiben, so lange man auf monistischem Standorte verharrt und lediglich mechanische Ursachen gelten lassen will.

Ich sage, solche Arbeit muß und kann gethan werden, füge aber sogleich hinzu: damit begnüge man sich auf diesem apologetischen Gebiete! Weiter zu gehen, die aufgezeigten Lücken naturphilosophisch auszufüllen, scheint mir bedenklich zu sein. Denn das Unerklärliche, das Thun und Wirken Gottes bei der Schöpfung und Erhaltung der Welt, z. B. bei Entstehung und Entwicklung des Organischen und bei der Hervorbringung der Menschen, erklären zu wollen, wie das Sorge versucht: das liegt auf dem Gebiete der Phantasie und ist nicht im Interesse des religiösen Glaubens, dem die Bestätigung seiner Gewißheit genügt, daß Gott bisher wirket; das kann zu Gottesbegriffen führen, die das religiöse Bewußtsein so wenig befriedigen können wie Sorges Vorstellung, daß sich der Schöpfer der organischen Welt selbst immer höher entwickelt habe, in seiner Fähigkeit zu schaffen gewachsen sei, und das verleitet, wenn nun solche Mutmaßungen mit der heiligen Schrift in Einklang gesetzt werden sollen, zu einer Vergewaltigung dieser, deren sich auch Sorge zweimal bei Verwendung einzelner Schriftstellen und besonders dadurch schuldig macht, daß er dekretirt: „die verschiednen Schöpfungstage (des biblischen Schöpfungsberichts) müssen als Schöpfungsperioden aufgefaßt werden.“ St

---

Otto Funcke

Uebersicht: 1. Der Schriftsteller; 2. Der Theologe

1. Der Schriftsteller

Jeder Mensch hat seine besondern Thorheiten, ja sogar seine Dummheiten. Andrerseits hat aber auch der Dümmste sein Stück Genie, wenns nur entwickelt wird. Und mein Genie ist nun einmal, daß ich überall, wo ich stehe und gehe, etwas sehe (was andre übersehen, vielleicht, weil sie zu viel Gedanken haben), und ferner, daß ich aus dem, was ich also erworben habe, nachher etwas herausdestillire, weil ich nicht so viele eigne Gedanken habe wie viele meiner Landsleute. Ich kann nichts sehen und erfahren, ohne alsbald zu fragen, wie ich es zum eignen Vorteil und zum Vorteil andrer Leute, die auch noch nicht fertig sind, verwerten könne.

Mit diesen Worten hat Otto Funcke treffend Grund und Wesen seiner schriftstellerischen Thätigkeit gekennzeichnet. Denn das hat ihn in der That zunächst zum Schriftsteller befähigt, daß er nicht nur mit offnem Auge und feiner Beobachtungsgabe durch das Leben geht, sondern daß er auch in geradezu erstaunlicher Mannigfaltigkeit weiß, das Erlebte und Geschaute „zu verwerten,“ d. h. in Lehre und Gleichnis zu verwandeln. Er sieht und erlebt nichts, was ihm nicht sofort willkommnen Anlaß gäbe, daraus eine Mahnung oder einen Trost zu schöpfen und es zum warnenden oder ermunternden Hinweis auf das Leben in Christo zu deuten, sodaß ihm wirklich alles Vergängliche ein Gleichnis wird des Unvergänglichen und Ewigen. Seinem eignen Geständnis nach hat er diese unermüdliche Art des Schauens, diese Freude am Hineingeheimnissen und Herauslesen, diese Lust am Fabuliren von seiner Mutter geerbt, wie er sich denn mehrfach mit besondrer Betonung „seiner Mutter Kind“ nennt. Von ihr sagt er:

Jeder schöne Gesang erinnerte sie an die Psalmen und Hymnen, die wir seiner Zeit, vereint mit Cherubim und Seraphim, vor Gottes Thron singen werden. Das geheimnisvolle Rauschen des Waldes erinnerte sie an das Brausen der ewig grünen Palmen am krystallnen Strom; jede schöne Blume war ihr eine Verheißung der entzückenden unverwelklichen Himmelsflora. Aber auch jeder Pfannkuchen, der uns mundete, mußte uns auf das Hochzeitsmahl „im Vaterhause“ hinweisen, ja jeder irdische Vorgang, und war es nur das beklagenswerte Zerbrechen eines Kochtopfes in der Küche oder das Verwelken einer Blume, die zu wenig Wasser bekommen, der heisere Ton einer Eisenbahnglocke, die zersprungen war, das Zerknicken eines Baumzweigs, der der Früchte zu viel hatte, — überall vernahm sie eine Sprache und Rede von ewigen Gesetzen und innerlichen Dingen.

Nun, im Grunde nicht anders wie die Mutter schaut der Sohn die Dinge des Lebens an; mit demselben liebevollen Sichhineinversenken in den scheinbaren oder wirklichen tiefern Sinn alles Geschehens erblickt auch er überall eine Sprache und Rede ewiger Art, die eindringlich zum Herzen spricht.

Wir nehmen, um diese eigentümliche Funckesche Art noch besonders zu kennzeichnen und das Gesagte zu erhärten, nur ein paar Beispiele, und weil gerade Funckes „Englische Bilder,“ denen wir das Anfangswort unsrer Zeilen entnahmen, vor uns liegen, so schlagen wir diesen Band auf und wählen aufs Geratewohl, was uns zur Illustrirung seiner Art des Schauens auf den ersten Blättern auffallen mag. Da finden wir gleich etwas Charakteristisches auf Seite 1. Otto Funcke ist im Begriff, mit seiner Familie nach England zu reisen. Er beschreibt das Treiben auf dem Bahnhofe in Bremen und schildert die Aussicht auf die Seereise, die stürmisch zu werden droht. Hier knüpft er denn alsbald seine „Verwertung“ an und sagt:

Wir waren trotz „Wolken, Luft und Winden“ in der rosigsten Reisestimmung. Der Sturm ist mir je und je ein sympathisches Element gewesen, denn er spiegelt am treuesten das Wesen und den Verlauf der Welt, in der wir uns befinden. So lange wir hienieden wallen, muß es stürmen, und man kann das auch ganz ruhig abwarten, wenn man des gewiß ist, daß Sturm und Wetter nur „auf Zeit“ ihre Gewalt haben, daß aber die ewige Ruhe des Volkes Gottes dahinter liegt.

Ein paar Blätter weiter. Die See ist stürmisch, die Nachtfahrt im Kanal gefährlich. Der verantwortungsreiche Dienst des Kapitäns ist über die Maßen beschwerlich. Wie Funcke das mit anschaut, freut er sich, daß er nicht Schiffshauptmann ist.

Mir graute in der Seele des Mannes, der während dieser Sturmesnacht unverrückt oben auf seiner „Brücke“ stand, um das Schiff zu dirigiren, und der die Verantwortung für so viele hundert Seelen trug. . . . Ich freute mich, daß ich nicht die Verantwortung zu tragen hatte. Aber während ich so dachte, sagte mir eine Stimme: Ebenso gut wie der Mann auf der Brücke bist auch du ein Kapitän, und nicht weniger Seelen als jenem sind auch dir anvertraut. Ist nicht deine Kirche — ist nicht deine Gemeinde dein Schiff? — Ist nicht die Kanzel deine „Brücke“? Sollst du nicht all deine Kraft, all dein Leben daran setzen, deine Gemeindeglieder durch Untiefen, Klippen und Brandung dieser bösen Welt hindurch in den Hafen zu bringen, nicht nach New-York, sondern in den Hafen der obern Welt —?

Es wird nicht nötig sein, weitere Beispiele anzuführen. Der, der Funckes Werke gelesen hat, wird ohnehin seine Eigenart kennen, und der sie nicht las, wird aus den erwähnten Zitaten alsbald einen Begriff von des Dichters sinniger Beobachtungsweise gewonnen haben und ohne weiteres eingestehen, daß, wer die ihn umgebende Welt so anzuschauen gewohnt ist, von vornherein das Zeug zum Schriftsteller haben muß.

Es versteht sich eigentlich von selbst oder ist doch nur natürlich, daß es bei solcher Art der Betrachtung nicht immer gelingt, geschmackvoll zu bleiben. Und wenn Funcke von seiner eignen, von ihm doch so hoch verehrten Mutter sagen muß, daß bei ihrer Weise, alles Irdische in himmlischer Beleuchtung anzusehen, „im einzelnen manches Alberne mit untergelaufen sei,“ so wird ers uns nicht verargen, wenn wir das auch von dem Sohne sagen und hinzufügen, daß seine Gleichnisse und Verwertungen manchmal geschmacklos und manchmal recht gesucht sind. Aber das wird uns nicht hindern, anzuerkennen, daß gerade in dieser phantasie- und gemütsvollen Betrachtung des Lebens eine gewaltige schriftstellerische und auch im besten Sinne erbauliche Kraft ruht, und ferner, daß, wer dies anerkennt, auch zugeben muß, daß Funcke verhältnismäßig nur selten die Grenzen natürlicher Auslegung und dichterischer Schönheit überschreitet.

Zu dieser von vornherein zur Schriftstellerei besonders befähigenden Weise, in allem Aeußern ein Inwendiges zu erspähen und nichts für zu klein zu achten, daß es nicht zum Gleichnis und zur Lehre werden könne, kommt nun noch ein andres in Funckes Seele, was ihn zur Bethätigung seiner eigenartigen Begabung und mithin zur schriftstellerischen Thätigkeit mit zwingender Notwendigkeit treiben mußte. Er war von Kind auf gewohnt, scharf zu sehen und das Gesehene für sich praktisch zu verwerten, er war aber ebenso gewohnt, nichts für sich zu verschließen, sondern sich offen mitzuteilen und sich nach

außen auszuleben. Seine Eltern hatten den Kindern möglichst viel Freiheit gelassen. Alles, was nicht verboten war, war erlaubt. Und verboten war sehr wenig. Gehorsam, wahrhaftig, fleißig, dienstfertig gegen jedermann, — das waren die Worte, die immer wiederholt wurden. Aber damit war der Moralkodex auch so ziemlich abgeschlossen:

Die Folge war, daß wir unsern Eltern gegenüber eine Offenheit bewahrten, die unsern sämtlichen Spielkameraden fremd war. Wir machten aus unserm Herzen keine Mördergrube und kamen schlechterdings mit allem heraus, — auch mit dem, was sichern Tadel brachte.

Zu diesem Drang nach Selbstmitteilung kam nun noch das besonders innige Verhältnis, das den kränklichen Knaben mit seiner frommen Mutter in herzlicher Weise verband, und in dem er, zugleich gebend und nehmend, gewohnt war, dieser vertrauten Seele sein ganzes Herz mit all seinen Wünschen und Regungen auszuschütten. So kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn dieser Drang, sich offen zu geben und die eignen Gedanken und Empfindungen rückhaltlos andern mitzuteilen, um diese an den selbst gewonnenen Erfahrungen teilnehmen zu lassen, später zum Drange wurde, das Erlebte und Erschaute auch zu andrer als der Nächsten Nutz und Frommen zu verwerten, mithin aufzuschreiben und so Schriftsteller zu werden. Es kennzeichnet diese Art seines Wesens besonders, daß auch der reife Mann fast nichts mehr scheut als Einsamkeit und nach nichts mehr verlangt als nach Gedankenaustausch mit sympathischen Menschen.

Es giebt ja Menschen, die das für einen Vorzug halten, daß man nun einmal ganz allein sein kann. Und auch ich bin gern mehrere Stunden des Tages ganz allein. Aber ich muß auch Menschen haben. In der „Braut von Messina" lesen wir folgenden Vers:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Ich sage trotz Schiller: Die Welt mit aller ihrer Schönheit kann ein gesundes Menschenherz auf die Länge nicht erfreuen, wenn es keine Menschen findet, die es lieben und denen es Liebe erzeigen kann.

Und ein andermal auf einer Schweizerreise:

Ach, in diesem Paradies, wo alles so herrlich war, fehlte mir alles, denn mir fehlte ein Mensch, der mich, mich persönlich liebte. Seit zwei Tagen hatte kein Mensch mir ein freundliches Wort gesagt; niemand hatte mich, so viel ich weiß, teilnehmend angeschaut; niemand hatte mich gefragt: Wie geht es dir? Hast du gute Nachrichten von Hause? Hat es dir geschmeckt? Hast du gut geschlafen? Womit kann ich dich erfreuen? Nein, niemand fragte so, und in Hotel Badratt war ich nichts als „Nr. 27." Und doch! — Ja, es ist wahr, ich bin viel gehätschelt worden in meinem Leben. Aber ich auch immer sehr liebeverwöhnt; war gewohnt, immer und überall mich liebend zu geben und Liebe zu nehmen. Nur so ein Leben ist mir Leben.

Ist es somit Funcke nur dann wohl zu Mute, wenn er im regen Wechselverkehr der Rede sich selbst und sein inneres Leben mitteilen kann, so macht er mit solchen Mitteilungen doch nicht Halt bei denen, mit denen er durch besondre Neigung und durch Bande der Freundschaft verbunden ist. Er kann mit Recht von sich sagen, er besitze „eine gewisse Gabe, mit irgend jemand, es sei nun eine Exzellenz oder ein Schifferknecht, ein Gespräch anzuknüpfen." Und naturgemäß tritt diese Gabe namentlich in seinen Reisebildern zu Tage. Er knüpft da in jeder nur irgend möglichen Lage seine beziehungsreichen Gespräche an, in die er — immer fromm und zumeist geschickt — Heimatklänge, d. h. Klänge aus der ewigen Heimat mit hineintönen läßt, und wo er irgend eine Gelegenheit findet, Worte des Lebens und der Liebe zu reden, so nimmt er sie als treuer Seelsorger sicherlich wahr und läßt sich keine Situation entgehen, sie für sich und die Nebenmenschen sittlich-religiös zu verwerten.

Item: Wer so den Drang hat, sich mitzuteilen und die Gabe, sich auszusprechen, der muß ja, er mag wollen oder nicht, zum Schriftsteller werden. Und Otto Funcke hat gewollt, er ist sogar mit ganz besondrer Absicht unter die Schriftsteller gegangen. Und das kam so.

Funcke, der Enkel eines Pfarrers, der Sohn frommgesinnter Eltern, hat von früher (allzufrüher!) Kindheit an regelmäßig den Gottesdienst seiner dörflichen Heimatsgemeinde Wülfrath besucht.

Die Predigten ließen an untadelhafter reformirter Orthodoxie nichts zu wünschen übrig. Daß wir Jungens sie gerne gehört hätten, kann ich nicht behaupten. Gottesdienst und Langeweile war leider, leider lange Jahre hindurch für uns dasselbe.

Was so der leichtbewegliche, phantasiereiche Knabe schon empfand, hat manchmal auch der Jüngling und der Mann oft noch schmerzlich gefühlt: die öde, lehrhafte und ungeschickt tendenziöse Art, in der vielfach über das Christentum geredet und geschrieben wird. Ihm ist die Religion des Kreuzes so Sache des Lebens, daß sie in frischer fröhlicher Kraft das ganze Erdendasein ergreifen und verklären soll, und fast nichts ist ihm darum verhaßter geblieben als trockne Systematik, abstrakte Theorien, — Langeweile. Er fällt einmal über die Erbauungsschriften gewöhnlichen Schlages folgendes treffende Urteil:

So ist denn gegenwärtig die Welt voll von trefflichen tiefsinnigen und inhaltreichen frommen Büchern; aber die ihrer vornehmlich bedürften, rühren sie nicht an. Der Ton der Rede in den religiösen Schriften ist meistenteils dem wirklichen Leben zu fremd, geht auf geistlichen Stelzen und berührt die Erde kaum. Die Phrasen und die Anschauungen, die sich hier finden, gehören einer andern Welt, als die ist, in der man sich gewöhnlich tummeln muß. Dazu ist alles viel zu theoretisch, lehrhaft und abstrakt, während unser deutsches Volk, gebildet und ungebildet, viel mehr liebt in Bildern, Gleichnissen, Geschichten u. s. w. zu reden und zu hören. Was aber nicht das kleinste Uebel ist —: über dem Streben, allewege der Orthodoxie und Dogmatik treu zu bleiben, werden die einfachen, unmittelbaren Gottesmächte, die in einem jeden Menschen wirksam sind, Gemüt, Herz und Gewissen, zu wenig in Anspruch genommen. Die meisten geistlichen Reden und Schriften sind auf die frommen Seelen berechnet, die schon vorher mit allem übereinstimmen. In Betreff derer aber, die von Kirche und Gottes Wort entfremdet sind, wird nur zu leicht angenommen, daß sie Feinde der Wahrheit seien. Dadurch, daß sich nun in dem Reden, Schreiben, Richten und Handeln so vieler „Christen" diese Voraussetzung ausspricht, wird ohne Not eine Menge Menschen abgestoßen, deren Seelen gar wert und teuer sind vor Gott. Die ewige Wahrheit, die für alle ist, darf nicht in Talar, Bäffchen und Barett unter die Leute kommen, ebensowenig mit Schulmeistermienen und Schulmeisterstock, — sonst laufen die Kinder weg. Die Wahrheit Gottes muß in einfacher, natürlicher, volkstümlicher Gestalt und Kleidung erscheinen; sie muß sich als eine liebende, vertrauliche Schwester zu dem Manne hinsetzen, der mitten in des Tages Last und Hitze sich einen Augenblick Ruhe gönnt, den Schweiß abwischt und einen Labetrunk nimmt; sie muß ihm zeigen, daß sie ihn durch und durch versteht, — sie muß ihm die Hand auf die Schulter legen und in dem herzgewinnenden Ton der Liebe reden, die des Bruders Freude und Frieden sucht, mit ihm lacht und weint und ihm die schwere Last leichter machen will.

Diese köstlichen Worte enthalten nicht nur eine Kritik der bisherigen „christlichen" Schriften, sie sind vielmehr noch ein Programm für die schriftstellerische Thätigkeit, der sich auf Grund seiner sinnigen Beobachtungsgabe und getrieben von seinem Drang nach Selbstmitteilung Otto Funcke mit voller Kraft hingab; sie stellen das Leitbild dar, das er mit erstaunlicher Regsamkeit zu erreichen strebt. So felsenfest er von der Lebenskraft des Evangeliums Jesu überzeugt ist, und so heiß sein Verlangen ist, diese Gottesmacht überall wirken und Segen spenden zu sehen, er wird nicht müde, immer wieder und wieder zu betonen, wie das Christentum nicht etwas Kopfhängerisches, Weltfeindliches sei, sondern eine frische, freudige Sache, die den ganzen Menschen ergreife und ihn befähige, Glück und Unglück in rechter Kraft zu tragen. Der so richtige Gedanke, der vor Jahren einmal einem wohlwollenden Manne die Feder in die Hand gab, ein wenig beachtetes und auch nicht sonderlich beachtenswertes Buch zu schreiben, das er allen sauertöpfischen Darstellungen Jesu und seines Erlöserwerks gegenüber „den lebensfreudigen Christus" betitelte, dieser Gedanke ist es, der Funcke immer wieder treibt, seinem großen Leserkreise das Evangelium nahe zu bringen. Nur kurzweilig, nur nicht langweilig, das ist seine Losung, mit der er an seinem Teil in den Kampf für das evangelische Christentum tritt. Und so stellt er alles in den Dienst seiner Lehrweise, was durch rege und rüstige Kraft auf fröhliche Art Seelen für das Wort vom Kreuz gewinnen kann. Aus den unzähligen Stellen, in denen er das ausspricht, wählen wir nur eine:

Ich meine, wir Christen legen schon ein gutes Zeugnis für unsre Sache ab, wenn wir uns als fröhliche, freundliche und liebenswürdige Leute beweisen, — wenn wir in einer ebenso lüsternen und tollen als pessimistischen Welt beweisen, daß Heiterkeit und Humor auf unsrer Seite sind. Das ist auch eine Predigt, und zwar eine, die jeder versteht. Das Menschenherz dürstet nach Freude; jedes Menschenherz dürstet nach Freude. Es ist von dem Schöpfer so veranlagt und hälts ohne Freude nicht aus. Darum sehen wir auch, daß die Leute sogar in Spitälern und Armenhäusern, ja in den Gefängnissen auf Freude sinnen und sich Freude zu schaffen wissen. Wer aber jede Thür zur Freude verschlossen sieht, der ist tot bei lebendigem Leibe. Darum

müssen die lebendigen Christen denen, die dem Reich Gottes noch ferne sind, zeigen, daß gerade das Evangelium es ist, das zu wahrer, bleibender Freude führt. Sie müssen es vor allen Dingen durch ihr ganzes Lieben und Leben offenbaren. Und dazu gehört auch das Singen; denn singende Leute sind fröhliche Leute.

Mit solchen Gottesgaben und Vorsätzen ausgerüstet hat Funcke seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen und bis heute vollkräftig durchgeführt. Er gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern; es vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht eins seiner Werke erscheint, jener Werke, die schon durch ihren auffallenden Titel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchen und zum Lesen einladen. Zähle ich recht, so sind es — von den vielen hie und da verstreuten Aufsätzen abgesehen — 20 größere Werke, die aus Funckes Feder bei Müller in Bremen erschienen sind, alle in wiederholter Auflage, einige in siebenter und achter, ein paar sogar in dreizehnter.*) Und wenn es wirklich wahr würde, was er in der Einleitung zu seinem letzten Werke ausspricht: „Aber jetzt habe ich auch die ernste Absicht, meine Feder zur Ruhe kommen zu lassen," so würde eine unzählig große Schar frommer Christen, auch im Ausland, aufrichtig trauern, ihren Lieblingsschriftsteller verstummen zu sehen. Man kann den schriftstellerischen Erfolg Funckes fast beispiellos nennen. Und diesen schönen Erfolg hat der Unermüdliche davon getragen dank seiner Gaben und Absichten, wie sie oben beschrieben wurden.

Ob er in jeder Beziehung sein Leitbild erreicht hat? Er wird es selbst demütig eingestehen, daß er dem Ziel manchmal fern geblieben ist. Seine Werke sind, wie ganz natürlich ist, verschieden an Wert. Wer so lebendig schaffend wirkt, so das Geschriebene zum Spiegelbild des eignen Innern macht, der ist naturgemäß mehr wie ein andrer der jeweiligen Gemütsverfassung unterworfen, und ein Stimmungsmensch — wie er einer ist — hat eben verschiedene Stimmungen, und nicht in jeder leistet er gleich Gutes. Es ist schon einmal oben angedeutet worden, daß Funcke nicht immer die Grenze des guten Geschmacks einzuhalten vermag, daß er in dem Bestreben, kurzweilig zu sein, gelegentlich auch gesucht absonderlich oder gesucht geistreich wird. Manchmal spürt man wohl auch den Schriften hie und da eine gewisse flüchtige Sorglosigkeit an, in der dieses oder jenes Kapitel rasch und ohne die sonst gewohnte Sammlung diktirt worden ist. Auch dürfte es sich meines Erachtens doch fragen, ob Funcke durch seine — darf ich sagen: joviale? — Art wirkliche Gegner zahlreich für das Christentum gewonnen haben mag, oder ob er nicht vielmehr nur (was auch schon ein sehr großes Verdienst wäre) die Lauen zu erwärmen, die Freunde des Evangeliums fester zu gründen verstehe; aber darüber kann genaue Auskunft kaum gegeben werden, und wenn manch einer sich von der scheinbar würdelosen, jedenfalls ungewohnten Weise religiöser Schreibart abgewendet hat, der durch sie für das Wort vom Kreuz gewonnen werden sollte: manch andrer hat sich dadurch gerade packen lassen oder hat doch bald gespürt, daß wenn die Form ihm nicht gerade genehm war, der Inhalt des Gebotenen um so anziehender sich darstellte. Schließlich will es mir auch scheinen, als ob die angestrebte Kurzweiligkeit da am gelungensten sei, wo Funcke in Reisebildern an die eignen Erlebnisse anknüpft, und nicht durchaus gelungen, ja sogar (Otto Funcke möge verzeihen!) gelegentlich nicht gar so fern von der verpönten Trockenheit, Eintönigkeit, ja Langeweile, wo er in zu behaglicher Breite und frommer Weitschweifigkeit systematisch zu entwickeln, eine religiöse Frage grundsätzlich zu behandeln versucht — aber wahrlich, gering soll dieser und andrer Tadel wiegen gegen die nicht genug zu rühmenden, großen Vorzüge dieser Schriftstellernatur in ihrer fromm-fröhlichen und doch so tiefsinnigen und tiefinnigen Weise.

Solche, die Funcke nicht sonderlich hold sind, finden ihn eitel und weisen darauf hin, wie oft er in seinen Büchern von sich spreche, wie wenig erquicklich es sei, immer wieder zu lesen, daß der Bremer Pastor abgearbeitet, müde, heiser in ein Eisenbahnabteil steige, und daß der arme berühmte Mann nicht einmal die wenigen Stunden Ruhe in der Ecke eines Eisenbahnwagens habe, weil die Menschen natürlich immer wieder von ihm etwas haben, mit ihm gerade reden wollen u. s. w. Ich kann dem, sofern ein Tadel darin liegen soll, doch nicht beistimmen, obwohl ich reiflich geprüft habe, ob dieser Vorwurf, der auf den ersten Blick etwas Einleuchtendes haben mag, wirklich begründet sei. Zweifellos redet Funcke in seinen Schriften sehr viel von sich selbst. Aber das liegt gerade in seiner besondrern Art notwendig begründet. Darin vor allem besteht ja seine schriftstellerische Eigenart, daß er nichts bietet und schreibt, was er nicht selbst erfahren und erlebt hat, daß alle seine Schriften nichts sind als die Spiegelungen seines inwendigen Lebens; und eben dieses sein inwendiges Leben spiegelt uns wiederum das äußere wieder, das ihn täglich umgiebt, die Stimmungen, die er je und je durchlebt, die Beobachtungen, die er immer wieder an seine Erlebnisse, und wärens die scheinbar geringfügigsten, anknüpft. Ich kenne Otto Funcke persönlich nicht; würde er im gewöhnlichen Leben ebenso oft von sich reden wie in seinen Schriften, so würde ich mir denken können, daß er mir eitel vorkommen werde. Aber seine Schriften, die bei all ihrer Zahl doch nicht die Wiedergabe seines kleinen täglichen Lebens, sondern sozusagen aus der Sonntagssammlung und Schriftstellerstimmung heraus geschrieben sind und sein eigenstes Wesen nur in zusammengedrängter Gestalt bieten, würden geradezu ihren besondern Reiz verlieren, wenn er seine Persönlichkeit mehr zurücktreten lassen wollte. Man muß bei ihm eben doch einen andern Maßstab anlegen als bei andern Schriftstellern, darf ihn nicht nach der Schablone beurteilen. Man mag ihn hoch oder gering achten, das wird man anerkennen müssen, daß er ein Schriftsteller ganz individueller Art ist. Und zwar, das will ich nur rühmend hinzufügen, ein religiöser Schriftsteller ersten Ranges.

R B

*) Neuerdings erscheint dort eine Gesamtausgabe der Funckeschen Werke in Lieferungen.

Etwas über die Fuge

Verehrte Frau!

Wie Sie mir in Ihrem letzten Briefe schreiben, sind Sie völlig überwältigt von der Reformationskantate Sebastian Bachs, die Sie in vergangner Woche im Musikverein zum erstenmale gehört haben. Es ist in der That ein Werk des einzigen Leipziger Kantors, das an großartigem, kühnem Aufbau nicht seinesgleichen hat, dessen Fuge selbst Beethovens Riesenfuge in der Missa solemnis übertrifft. Ich hoffe, daß Sie nun ausgesöhnt sind mit dem Rechenexempel der Fuge, wie Sie früher einmal tadelnd diese Form des Tonsatzes nannten. Oder darf ich auch jetzt noch nicht das nach der Meinung mancher spröde Thema „Fuge" berühren, ohne diesen Brief der Gefahr ausgesetzt zu sehen, sonder Gnade in den Tiefen des Papierkorbs zu verschwinden, und zwar ohne zuvor gelesen zu sein? Nun, fürchten Sie nichts, ich bin kein Mathematiker und schreibe nicht für Mathematiker, um hier Zahlentheorien zur Berechnung einer siebenstimmigen Doppelfuge aufzustellen.

Friedrich der Große äußerte einmal: „Wenn eine schöne Musik zugleich auch gelehrt klingt, so ist mir das so angenehm, als wenn ich bei Tische klug reden höre." Sehr viele Menschen lieben es allerdings nicht, beim Genusse der Tafelfreuden ihren Geist noch anzustrengen; Professoren gelten keineswegs überall für die angenehmsten Tischnachbarn. So darf man sich auch nicht zu sehr darüber wundern, daß nicht allzuviel Menschen jenem königlichen Worte beistimmen und keineswegs erfreut sind, beim Anhören schöner Musik auch noch den Geist anstrengen zu sollen, um etwa aus der Flucht der vorüber rauschenden Töne den immer wiederkehrenden Hauptgedanken heraus zu finden und die im dichtesten Gebüsch gepflogene Wechselrede zu belauschen.

Und das verlangt die Fuge vom Hörer, wie ihr Name bereits anzeigt. Fuge vom lateinischen fuga heißt nämlich Flucht, und in der That ist es eine Flucht durch die verschiednen Stimmen, Register, Instrumente, Tonarten und Oktaven, die das Thema unternimmt, indem es bald klar auftritt, bald im gehäuften Tongewirr zu entschwinden droht, um aufs neue in großartigerer Umgebung wiederzukehren. Indessen ist es mit dem einen Thema nicht genug. In jeder Fuge tritt zum Hauptthema ein Unterthema, das in derselben Weise die Flucht in die Höhe,

Tiefe und Weite der Stimmen unternimmt. Dabei befinden sich beide Themata in beständiger Wechselrede mit einander; ein gegenseitiges Sichineinanderschlingen und Wiederauseinanderfahren, ein sich Suchen, Nähern, Verstecken in immer größerer Tonumgebung, mit stets vermehrtem Tongefolge, das den Herrschern dazu dienen muß, sich in von Stufe zu Stufe steigender Prachtfülle zu zeigen. Das ist die Fuge. Wollen Sie den Irrgarten vollständig sehen, so setzen Sie Haupt- und Nebenthema doppelt und verschlingen Sie diese vier Themata auf ihrer Flucht mit einander. Jedenfalls wird hieraus verständlich, daß eine Fuge gelehrte Musik ist, die zu verstehen eine nicht geringe Aufgabe an die geistige Thätigkeit des Hörers stellt. Ohne solches Verständnis wird aber stets der rechte Genuß dieser Musik fehlen.

Eine noch größere Anforderung stellt naturgemäß die Komposition einer Fuge an den Geist des Tonsetzers. Denn sie verlangt ebenso sehr die musikalische Gestaltungskraft, den himmelstürmenden Genius, wie den kühlen Verstandesmenschen, den in seinen Figuren und Rechnungen versunkenen Archimedes, der nicht merkt, daß seine Vaterstadt vom Feinde erobert ist, und die mordlustig in seine Wohnung stürmende Soldateska bittet: Zertritt mir meine Kreise nicht. Weil so selten beides in einem Geiste verbunden ist, die alle Erdenschranken überfliegende Ungebundenheit des Genius und die strenge Gebundenheit an eine trockne Zahlenreihe, so wird hierin der Grund zu suchen sein, daß so wenige Tondichter zugleich gute Tonsetzer sind. Denn der Komponist von Fugen ist in der That mehr als jeder andre Komponist ein Tonsetzer. Von dem Gefühl, das nach Heinrich von Treitschke in dem Mathematiker Gauß lebendig war: „Er wußte, die Mathematik sei die Königin der Wissenschaften, und seine Zahlentheorie die Königin der Mathematik," von solch einem ähnlichen Gefühle sind sicherlich auch die Meister der Fugensetzung durchdrungen gewesen: die Musik ist die Königin der Künste, die Fuge ist die Königin der Musik. Nur in Wahrheit gottbegnadete Meister der Töne haben Fugen zu setzen vermocht, die unsern Geist unwiderstehlich mit sich zu jenen Sphären emporziehen, wo nur der Lobgesang des Höchsten ertönt. Es ist kein neuer Vergleich, und doch muß ich ihn auch hier um seiner Richtigkeit und seiner für das Verständnis des Fugenbaues vortrefflichen Durchsichtigkeit willen anführen: Was die Gothik unter den Baustilen ist, das ist die Fuge unter den mannigfachen musikalischen Formen und Gebilden. Wie jene das Wunder fertig gebracht hat, die Schwerfälligkeit des Steines mit ihrem Gesetze der Schwerkraft in das Gegenteil zu verwandeln, Filigranarbeit in Stein zu liefern, so vollbringt die Fuge das Wunder, Maß und Zahl, die strenge Form, das starre Gesetz zu einer Himmelsleiter zu gestalten, an der wir über alles Leblose emporsteigen zum ewig pulsirenden Leben in der Höhe selbst.

Es ist bezeichnend, daß die größten Fugensetzer aller Zeiten, Händel und Sebastian Bach, Protestanten gewesen sind. Angesichts der Fuge trifft des genischen Altmeisters Bemerkung, daß die Musik einen interkonfessionellen Charakter trage, nicht völlig zu. Die Fuge hat im Gegenteil von Haus aus einen protestantischen Charakterzug an sich. Wie sie einerseits im eigentlichsten Wortsinne eine Kirchenmusik ist, nicht allein durch das ihr gleichsam gehörende und für sie geschaffne kirchliche Instrument, die Orgel, sondern auch durch ihren zum Schauen und Anbeten Gottes emporführenden Himmelsflug und heiligen Aufbau, so trägt sie andrerseits in ihrer Durchführung und Gliederung die protestantischen Züge strenger Selbstzucht, völliger Hingabe an die heilige Aufgabe, die Seele im Höchsten ruhen zu lassen. Dieses Verschmähen aller vermittelnden und den Sinnen schmeichelnden Melodik, um den Hörer zu fesseln und zu bestechen, ihn auch wider seinen Willen hineinzuziehen in den Bannkreis des Heiligtums, dieses Hervorkehren und Betonen des Gesetzes und doch wieder diese seine Auflösung, seine leichte Ueberwindung durch das freie Spiel der Stimmen, dieses Bewußtsein und Durchdrungensein von dem Ernste, der Größe und Heiligkeit der Aufgabe, das keine unlautern Nebengedanken einläßt in die Anbetung, dieses nicht Ruhen noch Rasten und Ringen, Du segnest mich denn, dieses völlige Versinken in Gott auf der höchsten Stufe der Fuge — sind alles die charakteristischen Züge des Protestantismus und seines Gottesdienstes. So haben Bach mit seiner Orgel, Händel mit seinem Chor in ihren Fugen als Priester des Höchsten im Heiligtume Gott gedient und es wird uns verständlich, daß Bach vor seiner Orgel alles um sich her vergaß und nur der Anbetung voll war, die aus seiner Seele sich in die Töne ergoß und in immer feurigerm, kühnerm Aufschwung der Fuge sich zum Throne des Dreimal Heiligen emporhob.

Angelegt und angebahnt ist die Fugenform wohl schon von den alten italienischen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts in der Form der Toccata und Ricercar, aber es bedurfte noch der Einführung dieser Form in Deutschland und ihrer Berührung und Durchdringung mit dem Geiste des Protestantismus, damit aus solchem Samen die Fuge als edelste, herrlichste Blüte protestantischen Kunsttriebes hervorbrechen und sich entfalten konnte. Wenn wir im allgemeinen auch dem bekannten Worte beistimmen müssen, daß die Kirchenreformation auf dem Gebiete der Kunst sich nicht besonders befruchtend bewiesen hat, ein Geschick, das sie übrigens auch mit den Anfängen des Christentums gegenüber der vorhandnen heidnischen Kunst teilt und das doch immer nur cum grano salis zu verstehen ist: in der Musik hat der Protestantismus es jedenfalls erst ermöglicht, ja wir dürfen sagen, aus seinem ureigensten Wesen herausgeschaffen, daß ihre vollendetste Form zu Tage treten konnte in der Fuge eines Händel und Sebastian Bach. E Schn

---

Der Kirchenkongreß zu Birmingham

vom 1. bis 6. Oktober 1893

3. Die Staatskirche und der Dissent

Am Donnerstag, 5. Oktober, stand auf dem Programm der Morgen-Versammlung: „Die Kirche von England in Beziehung zu andern christlichen Gemeinschaften." „Reunion," Wiedervereinigung, Zusammenfassung der getrennten Teile der Christenheit in irgendwelche gemeinsame Formen ist ein Gedanke, der in kirchlichen Kreisen Englands immer wieder auftritt; nur der Sehwinkel ist verschieden: die einen blicken vorzugsweise in der Richtung gegen Rom und den Orient; die andern denken mehr an die Kirchen der Reformation, besonders soweit sie der eignen, englischen Nationalität angehören, an die Dissenter, Nonkonformisten. Uns Deutsche muten derartige Bestrebungen eher wie Träume und Illusionen an; es ist aber doch ein schönes Wort, das Bischof Perrowne in diesem Zusammenhang sprach: „Die Welt wäre arm ohne ihre Träume und Ideale. Die Unmöglichkeiten der einen Generation sind die Eroberungen und Triumphe einer andern."

Der Hauptsprecher des Tages war Rev. Charles Gore, der, bis vor kurzem Vorsteher des Puseyhauses in Oxford, derzeit ein Pfarramt bekleidet; um ihn sammeln sich die jüngern, modern gerichteten Elemente der Hochkirche. Sein Name wurde viel genannt, als er 1889 mit hervorragenden Gesinnungsgenossen unter dem Titel „Lux mundi" eine Sammlung theologischer Abhandlungen herausgab. Seine Arbeit über „Den heiligen Geist und seine Inspiration" erregte ungeheures Aufsehen und leidenschaftlichen Widerspruch wegen der Zugeständnisse, die er der kritischen Wissenschaft machte. Daran knüpfte sich nun eben auf dem Kongresse ein Zwischenfall eigner Art. Kaum war der Name Gores aufgerufen, so trat in den offenen Raum der Halle der bekannte „Vater Ignatius," im Mönchsgewand, die Bibel unter dem Arm, und rief dem Vorsitzenden, Bischof Perrowne, die heftigen Worte zu: „Im Namen Jesu Christi protestire ich dagegen, daß Charles Gore das Recht hat, an diesem Kongreß teilzunehmen." Die ganze Versammlung erhob sich wie ein Mann, und eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung folgte. Vergeblich versuchten Lord Mayor und Bischof von der Plattform aus den Erregten zu beschwichtigen; es bedurfte der Liebenswürdigkeit des Archdeakon Emerson, bis der „Mönch von Llanthony" sich zu einem Sitze geleiten ließ. Vater Ignatius ist eine jener exzentrischen Naturen, die in England nicht eben selten sind; ihn hatten seine katholischen Neigungen dazu geführt, innerhalb

der englischen Kirche eine Art Benediktinerkloster nach eigenster Phantasie zu gründen. Dem elastischen Anglokatholizismus eines Gore gegenüber vertritt Ignatius dessen starrste Form. Seine Protestversuche tönten immer wieder durch die Halle; es fehlte auch nicht an lauten Rufen, die ihn zum Wort kommen lassen wollten. Der Vorsitzende beharrte jedoch auf der Unzulässigkeit derartig persönlicher Angriffe, und die kraftvolle Stimme Gores verschaffte sich Geltung. Dessen kirchenpolitische Stellung trat sofort zu Tage in den einleitenden Sätzen:

Wenn ein Mann der anglikanischen Kirche an Reunion, an Wiedervereinigung denkt, treten ihm sofort zwei Klassen von Christen vor die Seele, von denen er sich getrennt sieht, einerseits die grandiose Gemeinschaft von Rom, andrerseits die mancherlei nonkonformistischen Körperschaften. Das Herz muß einem jeden klopfen vor Erregung und Freude bei dem Gedanken, auch nur in etwas mithelfen zu können zu der Wiedervereinigung der anglikanischen Kirche mit dem großen apostolischen Stuhl von Rom mit seinen einzigartigen Ueberlieferungen und seinem weltweiten Privilegium christlicher Gemeinschaft; dasselbe Gefühl von Freude muß über uns kommen bei der Aussicht auf Heilung des Bruchs, der uns von den Nonkonformisten trennt.

Während der letztere Satz lauten Beifall fand, wurde der erstere von den anwesenden Evangelischen energisch abgelehnt. Im übrigen zeigt sich Gore vollbewußt, daß so tiefgehende, langjährige Differenzen keine oberflächliche Behandlung ertragen; und was am meisten anzuerkennen ist, so sehr ihn seine Begeisterung für Tradition und apostolische Succession nach Rom hin zieht, so weiß er doch das Schriftprinzip als Erbe der Reformation zu würdigen und für Recht und Stellung der Nonkonformisten gute, warmherzige Worte zu finden.

Wir dürfen, sagt er, die Dissenter nicht anklagen, als beruhe ihr Dasein nur auf einem Schisma, wenn doch thatsächlich die Sünde unsrer Kirche in einem Grade, der kaum ernst genug genommen werden kann, Schuld daran war, daß seiner Zeit eine Absonderung von ihr als eine Gewissenspflicht erscheinen konnte; wenn wir doch thatsächlich in vielen Gegenden unsers Landes die Erhaltung und das Wiederaufleben der religiösen Grundwahrheiten eben den Nonkonformisten zu danken haben; wenn überhaupt Gottes Geist so sichtbar ihr Glaubensleben gesegnet hat.

Die englische Kirche möge ihren Grundsätzen und ihrer Stellung treu sein, möge sich als die wahre Vertreterin der Haushaltung Gottes für das englische Volk erweisen, dann werden die Kinder von selbst dem Schoß der Familie zustreben.

Mittlerweile laßt uns unsre nonkonformistischen Brüder ja nicht beleidigen durch den Wahn, als ob langandauernde Uebel plötzlich geheilt werden könnten. Auch sie haben eine Geschichte und eine Erfahrung; auch sie müssen ihr Treue bewahren. Wir haben alles zu thun, um die Stellung unsrer Nonkonformisten kennen und würdigen zu lernen. Jeder Geistliche möge es als seine Pflicht betrachten, unter seinen religiösen Freunden mindestens einen Nonkonformisten zu haben. [Eben in Birmingham war Gore der Gast eines der hervorragendsten nonkonformistischen Theologen, des Dr. Dale.] Persönliche Freundschaft und gelegentlicher Verkehr sind ein besseres Mittel, um eine Wiedervereinigung anzubahnen, als alle Bemühungen um offizielle Anerkennung auf dem Grenzgebiet religiösen Wirkens. Wir wollen Kameradschaft pflegen im Haus, auf der Universität, auf der politischen und sozialen Bühne, im Bereich persönlicher Frömmigkeit, das wird Vorurteile zerstreuen und im Verein mit andern Bestrebungen uns vorwärts führen zu jener umfassenden Wiedervereinigung, nicht schlechtweg auf den Grundlagen unsers Anglokatholizismus, wie er jetzt ist, sondern auf Grund der Verfassung, des Bekenntnisses, des Gottesdienstes, die wahrhaft katholisch sind, das unveräußerliche Erbe der Menschheit.

Lebhafte Erörterung knüpfte sich an Gores Vortrag. Erzbischof Plunkett von Dublin meinte, Gore gehe zu sehr von der Voraussetzung aus, als ob es sich eigentlich nur um eine schließliche Aufsaugung der Nonkonformisten seitens der Kirche handeln könne, nicht um einen auf gegenseitigen Konzessionen beruhenden Zusammentritt gleichberechtigter Gruppen. Lord Plunkett sprach die Ueberzeugung aus, daß die Differenz, die ihn und seine Freunde von den Nonkonformisten trenne, weit geringer sei, als der Abstand, der die Parteien innerhalb der Kirche selbst von einander scheide; die nonkonformistischen Geistlichen, die innerhalb ihrer Denomination legal und feierlich in ihr Amt eingeführt worden seien, sollen auch in der Kirche zugelassen werden ohne neue Ordination. Dieses weitgehende Entgegenkommen fand natürlich scharfen Widerspruch auf hochkirchlicher Seite. Zum Tumult artete dieser aus, als Bischof Perrowne zum Schluß unternahm, die thätige Mitwirkung, die er bisher der Sache der „Reunion," besonders durch seine Teilnahme an den Versammlungen in Grindelwald 1892 geliehen, zu rechtfertigen. Gestützt auf Geschichte und Lehre der englischen Kirche seit der Reformation wies er nach, daß das Bistum wohl die beste Form kirchlicher Verfassung sein möge, aber keineswegs notwendige Bedingung für die Giltigkeit der Sakramente. Wie könnte das sein, wenn doch die englische Kirche selbst die nonkonformistische Taufe anerkenne? Wer anders denke, möge seine Ueberzeugung verantworten; er hoffe, es werde noch die Erkenntnis allgemein werden, daß es etwas gebe, was tiefer, wertvoller, heiliger als alle kirchliche Organisation sei, nämlich die Liebe und Anbetung des einen Mittlers Jesus Christus; dann werde man sich der Gemeinschaft der Heiligen freuen und das glauben, was die Bekenntnisse als wahren Begriff der Kirche aufstellen: „Die ganze Gemeinde der Christen, die in der Welt zerstreut sind." Dr. Perrowne ist ein Mann, der vom Bischofsamt groß denkt und dessen Bedeutung auch in der modernen Zeit, besonders in den großen Industriedistrikten Englands hoch anschlägt, — hatte er doch erst zwei Tage zuvor sich bereit erklärt, für die Bildung eines neuen, von seiner eignen Diözese abzugrenzenden Bistums Birmingham jährlich 500 Pfund Sterling beizutragen; aber hier an öffentlicher Stelle vor den Ohren des Kongresses aus dem Munde eines Bischofs die Aeußerung, das Bischofsamt sei nicht die unerläßliche Voraussetzung für eine giltige Sakramentsverwaltung, klang fast wie ein Sakrileg in den Ohren der Männer, denen apostolische Succession und Amtsweihe zum Fetisch geworden sind. Rufe wie „Verräter!" wurden dem Bischof zugeschleudert. Um so dankbarer sind ihm die Freunde evangelischen Christentums.

C S

Bücher und Schriften

(Der Heimat zu!) Ein Jahrgang nachgelassener Evangelienpredigten von Karl Gerok. Stuttgart, Carl Krabbe, 1893. 4,50 Mk., geb. 5,50 und 6 Mk.

Der Schlußband Gerokscher Predigten liegt vor uns, die Sonn- und Feiertagspredigten der letzten drei Jahre umfassend, darunter nochmals die besonders erschienenen letzten drei Predigten. Ein Bild des greisen Gerok, worin jene wunderbare Harmonie, jene warme Herzlichkeit und Milde am deutlichsten erscheinen; auch hier die schwungvolle, bilderreiche Sprache, die keine Ecken und Anstöße kennt, die großartige Kunst, einen Gedanken unermüdlich in immer neuen Wendungen durchzuführen, der feine ästhetische Geschmack, der die Themen und Dispositionen wunderbar schön formt — besonders wieder in diesem Bande —, der es meisterhaft versteht, mit bestimmten einleitenden Akkorden an die Seele zu schlagen (so S. 210, 471); die ganze Dichter- und Bildnernatur steht vor uns; alles wird plastisch und farbig. Ein schöner Idealismus hebt den Prediger über das „Gemeine," und doch bewegt ihn alles, was seine Gemeinde bewegt, Kaisertage, Weltausstellung, Bahnunglück, Gustav Werners Tod, Stöckers Anwesenheit, die „traurige Rundschau" über moderne Errungenschaften, Fragen der Bildung, Wissenschaft und Kunst, selbst die leidige Duellfrage.

Gerok ist eine sanfte Predigerstimme; stille Ruhe und Friedlichkeit ist über jede Predigt ausgebreitet; selbst beim Weltgerichtsgedanken redet er nur von der Liebe (Nr. 2). Da fehlt es freilich zuweilen an Tiefe, so schon in der ersten Predigt, in der dreiundzwanzigsten, in der das „Vollbracht" doch wohl nicht erschöpft ist, auch in der lieblichen Predigt über das Vaterunser. Wo energische Anläufe sind (Nr. 2, 3, 32), da spricht der frühere Gerok. Tief angelegt ist nur eine der späten Predigten, die achtundvierzigste dieses Bandes (1889, über Weinstock und Reben). Wir greifen deshalb freilich lieber zum jüngern Gerok, doch bleibt immerhin auch dieser Band jedem willkommen, dem diese harmonische Persönlichkeit anziehend ist; es sind ja die letzten Worte des Mannes, der bewegten Gemüts auf lange, rastlose Arbeit zurück- und auf eine ihm ans Herz gewachsene Gemeinde herabschaut und wie in einer Ahnung noch in seiner vorletzten Predigt ergreifend über das Wort Christi spricht: Ich muß wirken, solang es Tag ist. A N.

(Dieffenbach, Das Evangelium St. Lucä) In 204 kurzen Betrachtungen für die Gemeinde ausgelegt. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 4,80 Mark.

Das Buch ist für die Hausandacht bestimmt, wie schon das Matthäus-Evangelium desselben Verfassers. Interessant ist gewiß, ein ganzes Evangelium ohne Abstrich erbaulich wirken zu lassen; und der wohlbekannte Verfasser weiß selbst die Genealogie aus Luk. 3 in zwei Andachten nicht ungeschickt zu verwerten. Aber besser wäre es wohl, wenn das rein Erbauliche vom rein Belehrenden nicht so oft gekreuzt würde (vgl. S. 347, 47, 120 f., 68 u. s. w.); das Buch ist ein Zwischending zwischen populärem Kommentar, Bibelstunden und Andachtsbuch. Zur Andacht gehören wohl weniger fortlaufende exegetische Exkurse als fein pointirte, packende Gedanken. Eine originelle Exegese, die nicht in Kommentaren steht, tritt nur selten hervor (S. 478, 482, 318, 325). Warm und schön sind das Vaterunser, die Verklärung und ganz besonders das Gleichnis vom verlornen Sohn behandelt; auch die

Andacht über die Grablegung Jesu muß zu Herzen gehen. Andre, wie die über das Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus, sind von geringerm Eindruck. Ueber die Exegese ließe sich oft streiten (S. 302 über die Bedeutung der Vögel im Senfkorngleichnis, S. 279 über die Sünde wider den heiligen Geist, S. 118 über Petri Ausruf im Schiffe nach dem reichen Fischzug — wie kann man, vor diesem tief gemütvollen Worte stehend, von niedriger Heilserkenntnis reden?). Nicht recht einzusehen ist die häufige Zersplitterung mancher Perikopen; schade z. B., daß das Gleichnis vom verlornen Sohn in drei Andachten zerfällt. Aber die edle Ruhe, die milde Orthodoxie, die schlichte und doch vornehme Sprache, deren Schönheit besonders in den Gebeten hervortritt, machen das Buch doch zu einem guten Erbauungsbuche; es ist auch durchaus evangelisch, wenn auch der Ausdruck „heilige Apostel" (S. 286 und 376) nicht in einem evangelischen Buche stehen sollte.

A N

(Stille Stunden an der See) Für solche, die im Sommer dieses Jahres ihre Erholung an der See suchen werden, empfiehlt sich ein vor einiger Zeit erschienenes Büchlein mit dem Titel „Stille Stunden an der See" (Norden, Soltau. 1,60 bez. 2 Mk.). Der Verfasser, Pastor Bußmann auf der ostfriesischen Insel Langeoog, pflegt während der Bademonate in dem dortigen christlichen Hospiz Morgenandachten zu halten, und aus einer Reihe solcher Andachten sind die vorliegenden vierunddreißig Betrachtungen entstanden. Sie knüpfen an die Erlebnisse und Eindrücke des Badegastes an und verwerten sie in sehr sinniger, oft überraschender Weise, indem jedesmal eine Bibelstelle dabei zu Grunde gelegt wird; den Schluß bildet regelmäßig ein schöner Liedervers. Das Büchlein zeigt durchweg, wie der Verfasser, der schon seit mehreren Jahren sein Inselpfarramt bekleidet, mit der See gründlich vertraut ist und mit feinem Verständnis die mannigfaltigen Aehnlichkeiten zwischen dem Leben des Meeres und dem Menschenleben aufzufinden und erbaulich zu verwenden weiß. Die Bibelstellen sind treffend ausgewählt, und die Art, wie das Weltliche und Geistliche, das Irdische und Himmlische zu einander in Beziehung gesetzt wird, ist immer aufs neue ansprechend. „Lasset uns hinüberfahren" (Mark. 4, 35), „Das Meer, das so groß und so weit ist" (Psalm 104, 24), „Der Zweifler ist gleich der Meereswoge" (Jak. 1, 6), „Gott macht uns selig durch das Bad der Wiedergeburt" (Tit. 3, 5), „Schiffbruch des Glaubens" (1. Tim. 1, 19), „Der Anker der Hoffnung" (Hebr. 6, 18. 19) — diese Ueberschriften einzelner Abschnitte mögen veranschaulichen, wie der Verfasser den Grundgedanken des Ganzen durchführt. Gewiß wird das Büchlein vielen als Erinnerung an ihren Seebadeaufenthalt ein sehr willkommnes Geschenk sein; am schönsten aber liest es sich im Strandkorb angesichts der unendlichen See selbst, und dankbar wird jeder aufmerksame Leser die geistliche Anregung empfangen, die es in reichem Maße bietet.

Pl—r

(Schutz für unsre Seeleute!) Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde von Georg Wislicenus. Leipzig, Grunow. 1 Mk. — Ein Marineoffizier wendet sich an deutsche Menschenfreunde mit der Bitte, den Uebelständen des Schiffergewerbes ihre Aufmerksamkeit zu schenken, damit den sozialen Notständen, die auf diesem von der Gesetzgebung bisher ziemlich vernachlässigten Gebiet vorhanden sind, abgeholfen werde. Die Reichsregierung erkennt die Notwendigkeit von Reformen an, was sie durch eine Umfrage bei den beteiligten Kreisen im Jahre 1893 bewiesen hat. Aber sie hat damit bei den Reedern und ihrem mächtigen Anhang in Presse und Vereinen keinen Dank geerntet, sondern heftige Anfeindung erfahren, kein Wunder bei Männern, die es offen aussprechen: „Wir essen freilich lieber Austern als Schweinesauer" und fürchten, daß ihnen durch einen Eingriff des Staats in alte Bräuche und Mißbräuche das Austernessen etwas erschwert werden könnte, die in ihrer Presse schreiben lassen: „Würde eine solche staatliche Ueberwachung des deutschen Schiffbaues und der deutschen Schiffe eingeführt werden, dann wandert Deutschlands Schiffbau ins Ausland, und Deutschlands Reederei fährt unter fremder Flagge" (Hamburger Börsenhalle 4. Nov. 1893). Solcher schmutzigen Selbstsucht und elenden Vaterlandslosigkeit gegenüber gilt es Front zu machen. Die öffentliche Meinung muß die Regierung stützen, daß sie in ihrem löblichen Streben nicht erschlafft, muß sie treiben, auch hier die notwendigen sozialen Reformen durchzuführen. Dazu möchte Wislicenus mithelfen, indem er als Fachmann die Uebelstände und einen Weg zur Abhilfe klar und für jedermann verständlich darlegt. Möchte es ihm gelingen! Schade, daß er der deutschen Seemannsmission mit keinem Worte gedenkt. F Gl

(Philipp Spitta. Ein Lebensbild) von D. K. Münkel; neu herausgegeben von D. O. Mejer. Bremen, 1892, Heinsius Nachf. 3 Mk., geb. 4,20 Mk.

Der Lebensgang eines Dichters bietet häufig die Umrahmung, in der die Schöpfungen seines Gemüts, die „freien Kinder" seiner Phantasie uns erst recht verständlich werden und so ein gesteigertes Interesse hervorrufen, weil die ursprünglichen Farben, die auf diesem Untergrunde zur Geltung kommen, so erst in die Augen fallen. Das gilt vom geistlichen Dichter freilich in der Regel nicht in dem gleichen Maße. Denn der Stoff, dem er sich hingiebt, übt hier noch in höherm Grade eine beherrschende Wirkung aus, und das, was wir die subjektive Auffassung des Objekts nennen, tritt hier viel mehr in den verborgnen Tiefpunkt der ganzen Persönlichkeit zurück, sodaß es auch weniger durch einzelne Ereignisse des Lebens, als durch dessen Gesamtentwicklung bestimmt wird. Darum bietet ein solches Leben doch keineswegs ein geringeres Interesse für den Leser, der mit religiösen, innerlichen Maßstäben mißt. Als „Spiegel eines reich von Gott begabten Gemütes, das in seltener Harmonie auf dem Grunde eines tiefen und ursprünglichen Glaubenslebens ruht," hat Münkel, der Freund Spittas, der zugleich sein Biograph geworden ist, in seinem

Vorwort zu der schon vor drei Jahrzehnten erschienenen Biographie das Leben des gefeierten evangelischen geistlichen Liederdichters, des Sängers von „Psalter und Harfe" bezeichnet. Selber Geistlicher der lutherischen Landeskirche Hannovers, hat er es als Freund des Dichters und Seelsorgers vermocht, ihn nachträglich in alle Stimmungen und Zustände seines Seelenlebens hineinzubegleiten, und das an äußern Ereignissen nicht gerade reiche Leben Spittas in einfacher und trotz ihrer biblischen Färbung formvollendeter Sprache geschildert. So erhalten wir einen Eindruck von den innern Kämpfen, die Spitta in den Jahren seiner Hauptentwicklung durchzumachen hatte, in denen er übrigens auch in schroffem Uebergange vom weltlichen zum geistlichen Dichter wurde. Ein Zug freilich, der in wirklich individueller Weise in den ersten Liedern Spittas, besonders aber auch in seinen Briefen anklingt: die gegensätzliche Stimmung gegenüber der damals die maßgebenden Kreise beherrschenden rationalistischen Auffassung der christlichen Wahrheit, äußert sich in dem Lebensbilde in verschärfter Form, sodaß es dem modernen religiösen Bewußtsein vielfach fremd klingt, aber doch auch nicht so, daß es mit der reichern und vollständigern Einsicht, die der richtig genommene Standpunkt der Nachwelt ermöglicht, sich nicht gegenwärtig zu halten vermöchte, daß hier unter der äußern Erscheinungsweise sich im Grunde auch nur ein starker Drang verbirgt, die Kräftigkeit eines innerlichen Glaubenslebens durchzusetzen. Wenn man dies bei der Lektüre des in neuem Abdruck erschienenen Büchleins beachtet, so wird man sich freuen, dadurch einen Einblick in das Leben nicht bloß des geistlichen Liederdichters, sondern auch des innerlich gerichteten Christen und Seelsorgers zu gewinnen. Wir fügen noch bei, daß der neue Abdruck außer größerm Format und einem Bilde Spittas zahlreiche von dem Herausgeber stammende, wertvolle Personalnotizen enthaltende Anmerkungen unter dem Texte vor der alten Ausgabe voraus hat. E H

(Psyche) Eine Erzählung von Adolf Schmitthenner. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Zweite Auflage. 1892. 5 Mk.

Eine Unterhaltungsschrift wird dem Leserkreise der Christlichen Welt nur dann empfohlen werden dürfen, wenn sie zwei Voraussetzungen genügt: einer künstlerischen und einer sittlichen. Wir lassen es dahingestellt, ob die so zahlreichen gut gemeinten, aber stümperhaft ausgeführten „christlichen Erzählungen" in irgend einem Leserkreise Gutes zu wirken oder wahren Genuß zu bieten vermögen; unsern meisten Lesern jedenfalls werden sie mit vollem Recht nicht genügen. Andrerseits dürfen wir annehmen, daß unter den Romanen und Novellen, die ein litterarisches Können verraten, nur die — heute mehr als je seltenen — unsre Leser befriedigen werden, die eine ernste — wenn nicht eine bewußt christliche, so doch eine dem Christentum entstammende — Lebensauffassung zeigen; jedenfalls kann die Christliche Welt nur solche empfehlen, mag sie auch hie und da mit vollem Recht anders geartete als beachtenswerte Symptome der herrschenden Denkweise besprechen.

Die Erzählung, deren Titel am Eingang dieser Zeilen sich findet, entspricht durchaus den angeführten Bedingungen; sie verdient es, aus der ungeheuren Flut der immer neu auftauchenden, von einem lesehungrigen Publikum hastig durchflognen und bald allgemein wieder vergessenen Unterhaltungsschriften hervorgezogen und ernsthaft beachtet zu werden. Der offenbar noch jugendliche, reich begabte Verfasser ist nicht nur seinen Jahren, sondern in gewissem Maße auch seiner Denkart nach ein Kind unsrer jüngsten Zeit; wir brauchen nicht zu sagen, daß wir dies für einen Schriftsteller, der die Herzen seiner Zeitgenossen bewegen will, als einen wertvollen Vorzug ansehen, sofern er nicht deshalb das überkommene Gute von sich wirft. Schmitthenner zeigt seine — im guten Sinn — moderne Denkweise einmal in der Wahl seines Stoffs; nicht ausschließlich individuelle Verwicklungen sind es, mit denen die Heldin der Erzählung kämpft und denen sie tragisch erliegt, sondern die uns umgebenden sozialen Mißverhältnisse, die als solche zu erkennen und zu empfinden den Bessern der jungen Generation mehr als ihren Vorgängern gegeben ist. Weiter aber bewährt er sich als Moderner in dem durchaus gesunden Realismus seiner Darstellung und Schilderungen; er führt uns keine Romanfiguren nach phantastisch ersonnenem Verhältnisse vor, sondern Menschen und Zustände unsrer Zeit, nach scharfer Beobachtung in den verschiedensten Volksschichten gezeichnet, die gerade deshalb unsre volle Teilnahme erregen. Die schöpferische Phantasie des Dichters aber ist durch diese selbstgewählte Schranke in keiner Weise gelichtet worden. Die gegebnen „Realitäten" sind hier wie in jeder wirklichen Dichtung nur die Materie, der der Künstler Form gegeben und Leben eingehaucht hat; und ein zarter poetischer Hauch schwebt über dem ganzen Werk, dem die Verirrungen des heutigen Naturalismus fern geblieben sind. Die christliche Gesinnung und Weltauffassung des Verfassers aber nimmt die Stellung ein, die ihr in einer Dichtung gebührt: sie tritt niemals auf als lehrhafte oder aufdringliche Tendenz, vielmehr bildet sie überall den ernsten Untergrund der Darstellung und wirft am Ende einen über diese Erde hinausreichenden, versöhnenden Schimmer auf den tragischen Abschluß.

Möchte dieser recht unvollständige Hinweis auf den Inhalt und Wert des Büchleins zu seiner Verbreitung beitragen; und möchte der gute Erfolg seines Erstlings den Verfasser ermutigen, uns durch weitere gleichwertige Dichtungen zu erfreuen!*) F v O

*) Ich füge aus Erfahrung hinzu, daß die Erzählung auf die verschiednen Menschen einen sehr verschiednen Eindruck macht, und daß man deshalb mit dem Vorlesen vorsichtig sein muß. Uebrigens empfahlen wir das Buch schon Jahrgang 1890, Nr. 49. D H

(Meisterwerke der Christlichen Kunst) Dritte Sammlung. Ein Großfolioheft mit 21 Holzschnittafeln auf Kupferdruckpapier. Leipzig, Weber. Preis in Umschlag 2 Mark, in Kartonmappe 3 Mark, in Leinwandmappe 5 Mark. — Gern empfehlen wir auch diese neue Sammlung. Sie enthält folgende Abbildungen: Madonna von Carlo Dolce. Die Große heilige Familie von Raffael. Die Anbetung der Könige von Paolo Veronese. Christus im Tempel von Rembrandt. Christus und der reiche Jüngling von Eduard v. Gebhardt. Christus und die Ehebrecherin von Rubens. Der Jüngling zu Nain von Louis Feldmann. Lasset die Kindlein zu mir kommen von J. Schmid. Die heilige Magdalena von Pietro de Rotari. Judas, verrätst du des Menschen Sohn durch einen Kuß? von Wilhelm Clemens. Golgatha von Otto Försterling. Ecce homo von Bruno Piglhein. Die vier Evangelisten von Joseph Anton Fischer. Die Grablegung Christi von Pietro Perugino. Die Kreuzabnahme von G. Fugel. Pieta von Arnold Böcklin. Die Grablegung Christi von F. A. v. Kaulbach. Die Beweinung Christi von Anton van Dyck. Die Auferstehung Christi von Paul Kißling. Die Verklärung Christi von Raffael. Christus erscheint zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus von Schnorr von Carolsfeld. — Viel Schönes für 2 Mark. Auch zu Konfirmandengeschenken eignen sich diese Hefte.*) R

Campana Paschalis

Die Osterglocke „Clemence“

O Donner in den Lüften, Silberklang
Der Auferstehung, aus den Osternächten
Der Kindheit mir vertraut, — wie machtvoll drang
Dein Ruf in meinen Schlummer, wie verschlang
Mein träumend Ohr den Siegeslaut, den echten,
Den uns der Nächte wunderbarste sang! —

Er steigt empor, der sich dem Grab entrang, —
Er schwingt das Osterbanner in der Rechten, — —
Im heilgen Blitze ungezählter Kerzen,
Im Donner heilger Glocken fährt Er aus der Gruft,
Und wie ein Nordlicht glänzt die Silberzinne
Des Auferstehungsdoms, — es bebt die Luft
Vom Sturm des Jubels, den Millionen Herzen
Zum Himmel senden, — heilgen Weihrauchduft
Aus goldnen Schalen heißer Gottesminne.

Das ist die heilge Nacht, ihr Schein erhellt
Mit ewger Liebesglut die kalte Welt, —
Das ist die Kraft, die über alle Sinne
Fortreißt des Weltalls zögernd träge Drehung
Im heilgen Wirbelsturm der Auferstehung, —
Das ist der Odem eines neuen Sieges
Nach blutgem Ringen eines großen Krieges.

O Klang der Gnade, wer vermag zu deuten
Dein seliges Geheimnis, wen durchdringt
Mit süßem Schauer nicht dein Osterläuten?! —

Wir ahnen es, aus dunklem Schoße ringt
Sich osternächtge Botschaft, und es singt
Dein Donner uns von neuen, großen Zeiten!

Am Morgen des Ostersonntags, 2. April 1893. Karl Hannius

Um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements wird gebeten.
D H D B

*) Neues und Schönes zu Konfirmandenzwecken ist uns diesmal nicht zugegangen. So dürften wir unser Gewissen damit beruhigen, in frühern Jahrgängen mancherlei empfohlen zu haben. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 12 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,
enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch
Rektor Kühne

Statt besondrer Anzeige!
Heute Nachmittag wurde uns eine gesunde Tochter geboren. Hocherfreut beehren sich dies Freunden und Bekannten ergebenst anzuzeigen
Darmstadt, 17. März 1894 — Hofprediger **Ehrhardt und Frau** Toni, geb. von Hombergk zu Vach

Die glückliche Geburt eines Sohnes zeigen hocherfreut an
Pastor Raabe und Frau
Martha geb. Schindler.
Burgkemnitz,
den 16. März 1894.

Nach beendetem Studium sucht ein cand. theol. eine **Hauslehrerstelle.** Gefl. Anerbieten unter **F. K. 10** an die Expedition dieses Blattes.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,“** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth u. Köster,** versenden beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fco. Reuther & Reichard,** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Vielfach geäußerten Wünschen entsprechend wird der
Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus
auf den
24./25. Mai d. J.
verlegt. Anmeldungen u. s. w. werden bis spätestens den 1. Mai erbeten.
Für die Vereinigung Berliner Architekten
Der Ausschuß

Vorläufige Anzeige
Die Versammlung der
Evangelischen Konferenz in Schlesien
wird voraussichtlich am 23. Mai d. J. vormittags ½10 Uhr in Liegnitz gehalten werden.
Der Vorstand

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh
Soeben erschien:
Das Vaterunser in der deutschen Armee
Zehn Predigten
von
Robert Falke
Divisionspfarrer in Colmar i. Els.
107 S. Brosch. 1.20 Mk., geb. 1.80 Mk.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 10: Der Identitätsnachweis und die Staffeltarife — Die Währungsfrage. Von O. Bähr — Die Grundlagen des deutschen Reichs. Von einem sächsischen Historiker — Julian der Abtrünnige — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Nr. 11: Unsre deutschen Brüder in Oesterreich — Die Frauenfrage — Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung. Von Konrad Lange — Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 9. Beim Verschollnen — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Nr. 12: Die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Edelmetallwährungen. Von Otto Gerlach — Die Sklaverei bei den antiken Dichtern: 2 — Sir Joshua Reynolds und unsre moderne Kunstanschauung. Von Konrad Lange (Schluß) — Für Freunde zeitgenössischer Litteratur — Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 9. (Schluß) — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine litterarische Beilage von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart